Unterhaltungen

zur Schilderung

Göthescher

Dicht- und Denkweise.

Ein Denkmal

von

CARL FRIEDRICH GÖSCHEL.

Dritter Band.

Schleusingen:
Verlag von Conrad Glaser.
1838.

70 = gh.

Die Zähne sind so perlenweiß.

Schäme dich nicht der Gebrechen.

Vorwort.

»Was ich irrte, was ich strebte,
»Was ich litt und was ich lebte,
»Sind hier Blumen nur im Strauß;
»Und das Alter wie die Jugend,
»Und der Fehler wie die Tugend
»Nimmt sich gut in Liedern aus.«

Lieber Leser! Wenn du ein Menschenwesen verstehen lernen willst, so lerne es lieben. Sein Fallen und sein Auferstehen, seine Fehler und seine besseren Bestrebungen, seine einzelnen Leiden und seine guten Stunden sind nur Stückwerk, — vereinzelte Blumen: erst der Strauß ist das Ganze. Das Ganze eines Menschenlebens ist aber nur an der ewigen Idee jedes einzelnen Menschen zu erkennen, die nur dem Dichter sitzt: das Gesammtbild spiegelt sich nur in der Dichtung ab, hinter welcher freilich die Ver-

wirklichung der Lebensaufgabe als dürre Wahrheit weit zurückbleibt. Darum sehet nicht richtend oder lobend auf das Einzelne, sondern liebend und betend auf das Ganze.

In diesem Zusammenhange finden die alten und die jungen Tage des Wallers ihre Stelle, die dunkeln Flecken ihr Licht, und die hellen Stellen — ihren Schatten. Auch der Fehler kommt zur Versöhnung in den offenen Herzensergießungen des Liedes, das ihn nicht verkritzelt, noch verwitzelt, sondern, wie er ist, bekennet, aber nicht am Boden haften bleibt; denn es ist des Liedes Art, die Flecken im Sonnenlichte der Idee des ganzen Menschen, und unter der züchtigenden Macht des Guten, das endlich doch den Sieg erhält, stetig darzustellen.

Aber es sind ihrer Viele, die in solchen Blumen nur — Gift, und in dem Strauße nur — den Pantheismus finden, der alle Gewissens-Noth für Einseitigkeit erklärt, weil er gegen Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Wahrheit und Irrthum sich gleichgültig verhält, und alle einzelnen Fehler im Ganzen ohne Buße und Versöhnung sich ausgleichen läßt. Wer auf diesen Liedes-Wegen so Arges findet, und statt Rosen und Lilien — Stapelien pflückt, der thut wohl, die Blumen sammt dem Strauße wegzuwerfen, wenn er nur diejenigen gewähren läßt, die

sich eines besseren Fundes bewußt sind, und in aller wahren Poesie eine Prophetie der zukünftigen Versöhnung erkennen.

Die höchste Poesie der Wahrheit ist das Christenthum, welches, nach seiner Höhe als der allgemeinste, nach seiner Herablassung als der speciellste Gesichtskreis, alle Menschen, und jede Seite des Menschenlebens, jede Eigenthümlichkeit des Einzelnen, alle weitere und engere, alle geistliche und weltliche Lebens-Sphären zu würdigen weiß *).

Darum erinnert der Dichter selbst, im Bewußtseyn so vieler Fehler und Gebrechen, und Angesichts der kontrastirenden Mannigfaltigkeit seiner Mittheilungen, bald an das apostolische Tuch von Leinwand, das aus dem Himmel niedergelassen ward für allerlei Thiere und Gewürme der Erde, bald an die vor uns ausgebreitete irdische Schöpfung mit ihren — Schweinen, Kröten und Schlangen. Darum vertheidigt er so ernst und scherzhaft des frommen „Künstlers Fug und Recht.“ Es kann nicht schaden, diese poetische Rechts-Deduction noch einmal nachzulesen und zu — erwägen. Es waren damals noch nicht Feinde, sondern die eignen Freunde setzten ihn zur Red', warum er so was malen thät': er sollte sich

*) Vergl. Herold's Stimme zu Göthe's Faust. S. 30.

nicht lassen verführen, und nun auch Bänk' und Tisch beschmieren: er sollte bei seinen Tafeln bleiben, und hübsch mit seinem Pinsel schreiben. Er spricht darauf bescheidentlich: Eure gute Meinung beschämet mich: ich mal' nur als ein armer Knecht von sündlich menschlichem Geschlecht: mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt, und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt. —

Zugleich er auch noch wünscht' und wollt',
Daß man dabei was denken sollt'.

Inhaltsanzeige.

	Seite
Vorwort.	III
Sprichwörtlich. Zweihundert und neun Sprüche. .	1
Aus den Epigrammen von Venedig. Zwölf Xenien.	199
Verschiedenes. Vier und vierzig Betrachtungen. .	217

Viele gute Lehren stehn in diesem Buche;
Summir' ich sie, so heißt's doch nur zuletzt:
Wohlwollend sieh umher und freundlich suche,
So findest du, was Geist und Herz ergötzt.

„Sprichwörtlich.“

Ist auch nicht Alles Sprichwort, so ist's doch nach Art der Sprichwörter, inländischer und ausländischer.

„Lebst im Volke; sei gewohnt,
„Keiner je des Andern schont.“

Sprichwort ist Volkswort, Volkswort ist wahr Wort, Wahrheit thut weh. Was versehrt, das lehrt. Im Volke stößt Einer den Andern, durch Stoßen kommt man weiter. Daß Keiner des Andern schont, das nützt und lohnt.

»Umschreiben Sie diese wenigen Worte, so wird der Sinn »alsobald hervorleuchten.«

»Kurz gefaßte Sprüche jeder Art, sagte Wilhelm bedächtig, weiß ich zu ehren, besonders wenn sie mich anregen, das »Entgegengesetzte zu überschauen und in Uebereinstimmung zu »bringen. Ganz richtig, erwiederte der Oheim, hat doch der »vernünftige Mann in seinem ganzen Leben noch keine andere Beschäftigung gehabt.«

G. W. XXI. 99. 102.

1.

»Wenn ich den Scherz will ernsthaft nehmen,
»So soll mich Niemand d'rum beschämen;
»Und wenn ich den Ernst will scherzhaft treiben,
»So werd' ich immer derselbe bleiben.«

Zu wissen sei jedermann, daß auch der leichte, flüchtige Scherz, den der Augenblick hervorruft, seinen tiefen, schweren, ernsten Grund hat, so wie dem herbsten Ernste auch eine lustige Seite abzugewinnen ist. Ein loser Dichter lacht und lächelt wohl, wenn der ganze Ernst des Lebens heranzieht, und jede Stirn sich unwillkührlich runzelt; aber derselbige verbirgt auch hinter der heitern Oberfläche harmlosen Witzes eine tiefer liegende Bedeutung, welche den Ernst in Anspruch nimmt. Es reimt sich Scherz und Schmerz, wie Freud' und Leid. Das vergesse Keiner, was auch komme! Es wird manches lose Wort kommen, hinter welchem so leicht Niemand einen bittern Ernst sucht: es kann aber auch wohl der Ernst zum Lachen reizen. Jede Sache hat zwei Seiten. Die ernsthaftesten Menschen sind auch die lustigsten. Res seria jocus. Ernst mit Scherz trifft das Herz.

Es ist immer derselbige Mensch, ob er lache oder weine. Die Einheit des Menschen bestehet eben darin, Entgegengesetztes zu verknüpfen und zu vermitteln.

Sei das Werthe solcher Sendung
Tiefen Sinnes heit're Wendung,
Froher Muth zu ernster Spendung!

2.

»Die Lust zu reden kommt zu rechter Stunde,
»Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.«

Jeder Mensch muß warten auf seine gute Stunde, wenn es ihm gelingen soll. Aus sich allein vermag er nichts, und kann nichts erringen, noch erzwingen: es hilft kein Rennen, noch Laufen; sondern er bedarf der Hülfe, welche die Stunde bringt. In solcher Stunde erkennt er dieses Beides: daß er allein nichts ist, und daß er nicht allein ist. Darum gilt es, wach zu seyn, um die Stunde wahr zu nehmen und zu ergreifen, wenn sie kommt. Wenn es einschlägt und im Herzen zündet, dann eile und säume nicht, das heilige Feuer zu schüren, daß es in Wort und That entflamme.

Nur was, so geweckt, aus dem Herzen in den Mund kommt, ist ein wahrhaftig Wort: nur der Wahrheit kommt Leben und Kraft zu.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blas't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen 'raus!
Bewundrung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

3.

»Ich sah mich um, an vielen Orten,
»Nach lustigen, gescheidten Worten:
»An bösen Tagen mußt' ich mich freuen,
»Daß diese die besten Worte verleihen.

Wohl hab' ich nach allen Seiten rechts und links mich umgesehen, habe mich bestrebt und bemüht, recht gescheidt zu werden und klug zu reden, Tüchtiges hervorzubringen, Lust und Freude zu erjagen: aber ich konnt' es doch nicht selbst machen, sondern ich mußte die rechte Stunde erwarten. Und diese Stunde brachten jederzeit die Tage der Leiden: so lernte ich mich an den Leiden freuen. Ohne Leiden gedeiht kein Mensch. »Kein Mensch wird ohne Schläge groß gezogen.« Auch mich hat das Leben in die Lehre genommen: was ich nicht erlernt habe, das hab' ich erwandert. Den bösen Tagen verdanke ich das Beste. Die bösen Tage lieferten mir auch die besten Worte zum Ausdrucke des Innersten, in das sie uns führen, während die Freuden uns zerstreuen.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Wie viel der Dichter zu kämpfen und innerlich zu weinen gehabt, das ahnden vielleicht nur Wenige. Wissen doch selbst nur Wenige aus eigener Erfahrung von den geheimsten und tiefsten Kämpfen und Leiden in der Menschenbrust! und von den Freuden, welche die Leiden bewirken. Und die sowohl jene Leiden, als diese Wonne der Wehen selbst kennen oder ahn-

den, die trauen sie dem leichtfertigen Dichter nicht zu, weil — er nicht sauer siehet, wenn er fastet, — sondern was er auch inwendig zu verarbeiten hat, so salbet er doch sein Haupt und wäscht sein Angesicht. Nur die »Freundin aus der Wolke« erkennt sein Trauern und Weinen, und tröstet ihn, und spricht:

Also wein' mich
Nicht mehr fort.

4.

»Im neuen Jahre Glück und Heil;
»Auf Weh und Wunden gute Salbe!
»Auf groben Klotz ein grober Keil!
»Auf einen Schelmen anderthalbe.«

Zu jedem neuen Jahre, zu jedem neuen Tage, zu allem guten Anfange Glück auf! Glück auf! Aber zuweilen wird es auch Glück ab gehen. Jeder Lebensweg führet über Berg und Thal: Leiden und Schmerzen dürfen nicht ausbleiben. Zu solchen Leiden und Schmerzen, Wehen und Wunden das Mittel, welches Heilung bringt, die Salbe aus Gilead, welche Schmerz stillt! Und in jeder Anfechtung guten Trutz und starken Muth, um Widerstand zu leisten den Anläufen des Feindes! Wohl magst Du dem Nächsten vergeben, wenn er dich schmäht, und wohl thun, wenn er dir flucht; aber du sollst ihn in seinem Unrechte nicht bestärken, noch beschönigen: sondern der Schelm, den er auf dich wirft, soll auf ihn zurückfallen, von dem er ausgeht, — damit jedem das Seine bleibe, — und soll ihm noch überdieß zu seinem ganzen Schelme,

weil er ihn von sich auf den andern wälzen wollte, ein halber zugelegt werden, damit er daran zugleich die Strafe, welche vergilt, und die Milde, welche die Hälfte erläßt, erfahre.

Merk' also wohl! Das Menschenleben bestehet in Wohl und Weh, in Weh und Heilung, in Anfechtung und Abwehr, in Sünde und Strafe, in That und Lohn.

5.

»Willst lustig leben,
»Geh' in zwei Säcken,
»Einen zum Geben,
»Einen zum Einstecken.
»Da gleichst du Prinzen,
»Plünderst und beglückst Provinzen.«

Das ganze Leben des Menschen besteht in diesem gedoppelten: Nehmen und Geben. Aber er muß zuvor empfangen, ehe er geben kann: er hat auch nicht bloß einmal zu empfangen, um fortan damit zu gebahren: sondern er nimmt täglich im ununterbrochenen Zuflusse, um es täglich wieder zu verarbeiten und auszutheilen. Was du bekommst, das mußt du weiter geben: was du austheilst, das sollst du auch wieder einnehmen. Die Balance dieser Einnahme und Ausgabe ist das Leben. Alle Widersprüche des Lebens, alle Gegensätze des Gedankens, alle Parteiungen der Meinung lösen sich in der Gesammt-Rechnung über Einnahme und Ausgabe. Wer am meisten empfängt, der hat auch am meisten zu leisten.

»Warum verehrt man den Fürsten, als weil er einen Je-

den in Thätigkeit setzen, fördern, begünstigen und seiner absoluten Gewalt gleichsam theilhaftig machen kann? Warum schaut Alles nach dem Reichen, als weil er, der Bedürftigste, überall Theilnehmer an seinem Ueberflusse wünscht? Warum beneiden alle Menschen den Dichter? — Weil seine Natur die Mittheilung nöthig macht, ja die Mittheilung selbst ist.« G. W. XXI. 100.

Eigentlich gleicht jeder Mensch den Fürsten, welche die Alten »Gabenverschlinger« nannten. Wer kann geben, ohne zu nehmen: wer kann nehmen, ohne zu geben? Anders ist der Jude, der zwar auch nimmt, aber nicht giebt. G. W. XII. 145.

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir thut Niemand was zu Lieb',
Hand wird nur von Hand gewaschen;
Wenn du nehmen willst, so gieb! — II. 308.

6.

»Was in der Zeiten Bilder-Saal
»Jemals ist trefflich gewesen,
»Das wird immer einer einmal
»Wieder auffrischen und lesen.«

Jenes Verhältniß des Nehmens und Gebens, worauf das menschliche Wesen und Leben ruht, bewähret sich zunächst an der Geschichte, welche die Entwickelung des menschlichen Geistes enthält. Hier sehen wir, wie die Gegenwart ihren Inhalt aus ihrer Vergangenheit empfängt. Es ist nichts und

geschieht nichts aus dem Stegreife, sondern es entwickelt sich Alles aus dem, was zuvor gegeben ist. Alles Neue in der Zeit ist nichts anders, als die weitere Entwickelung, Verjüngung und Verklärung des Alten. Es ist Alles vorabgegeben und überliefert: uns kommt es nur zu, daß wir's aufnehmen, uns aneignen, und zu immer reicherem Inhalte entwickeln. Was irgend einmal gegolten hat, das wird wieder kommen, aber nicht wie es gewesen, sondern es wird sich erneuern, erfrischen und verjüngen. So sehen wir in unsern Tagen das Mittelalter, nachdem es lange verbannt und verkannt gewesen, mit allen seinen reichen Schätzen in Leben, Kunst und Wissenschaft zu weiterer Entwickelung und Förderung wieder auferstehen.

Erst müssen wir das Gut ererben ;dann gilt's, es wirklich zu erwerben.

7.

»Nicht jeder wandelt nur gemeine Stege:
»Du siehst, die Spinnen bauen luft'ge Wege.«

Wohl ist allen Menschen eine gemeinsame Berufung geworden, Ein Ziel beschieden: aber es ist auch jedem ein anderer Weg dazu eröffnet, ein besonderer Lebensberuf gegeben. Es sind nicht zwei zu finden, die sich ganz gleich sind. Nicht alle können durch die Ebene auf glatten, gebahnten Wegen wandeln: Manchen führt der Weg in die steile Höhe und durch die Lüfte, wo Andere keinen Boden finden, und nicht Fuß fassen können.

Darum soll jedes in seinem Elemente seinen Weg wandeln; wir sehen Dasselbige auch in der äußern Natur an den kriechenden und vierfüßigen Thieren, an den Vögeln, Fischen und Salamandern. Es ist nicht recht, wenn der Wurm die Spinne eine Schwärmerin nennt. In der Fabel hören die Frösche im Sumpfe der Konversation der Lerchen zu, aber sie finden in ihren Wunderberichten von den Lufthöhen und Erdengefilden eitel Träumereien und Mythen.

Der ist im Froschpfuhl jetzt gebannt,
Der höher'n Stegen zugewandt.

8.

»Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
»Als ihm ein würdig Haupt zu finden.«

Wie die Menschen zu tadeln und zu richten, und Andere nach ihrem Maaßstabe zu messen und zu verurtheilen geneigt sind, so ist auch unter ihnen andererseits des Lobens und Rühmens kein Ende. Aber wie der Tadel, zu dem wir uns versucht fühlen, den Gegenstand nicht trifft, wenn wir nach unserer eigenen Individualität die Individualität des noch fremden Gegenstandes nicht zu würdigen und das Innere desselben nicht zu verstehen vermögen, so sucht auch oft das Lob, wozu sich der Mensch nach seinem innersten Bedürfnisse gedrungen fühlt, das Haupt, an dem es haftet, ohne es so leicht zu finden. Es sucht sich jeder Mensch unter seines Gleichen einen Helden, dem er folgen kann, es hat Jeder einen Kranz

in Bereitschaft, seinen Helden zu schmücken und zu krönen, wenn er ihn findet: aber es ist nicht so leicht, zum Kranze den Helden zu finden und das Haupt zu treffen, dem gerade dieser Kranz paßt. Es ist viel leichter, sich ein Ideal zu machen, als es in der Wirklichkeit zu finden.

9.

»Wie die Pflanzen zu wachsen belieben,
»Darin wird jeder Gärtner sich üben;
»Wo aber des Menschen Wachsthum ruht,
»Dazu jeder selbst das Beste thut.«

So viel auch der Mensch auf den Menschen, einer auf den andern, der Lehrer auf den Schüler und der Schüler auf den Mitschüler Einfluß gewinnen mag: das Beste muß doch Jeder aus sich selbst nehmen, um sich zu gedeihlichem Wachsthume zu entwickeln und zu fördern. In der Natur ist es der Mensch, der sie leitet: der Pflanze giebt der Gärtner die Richtung, denn es fehlt ihr das Innere, das Selbst. Dem Menschen hingegen kommt ein Inneres zu, aus dem er allein sich herausbilden kann. Darum ist auch jede äußere Einwirkung auf das innere Wachsthum des Menschen, wenn sie der individuellen Entwickelung desselben zuwider ist, störend und verderblich. Was der Gärtner an der Pflanze thut, indem er sie pflegt, begießt, vom Unkraute säubert, beschneidet und anbindet, das alles muß der Mensch selbst an sich selbst vornehmen, oder wenigstens das Beste davon.

10.

»Willst du dir aber das Beste thun,
»So bleib' nicht auf dir selber ruh'n:
»Sondern folg' eines Meisters Sinn;
»Mit ihm zu irren ist dir Gewinn.«

Aber das Beste, das du dir nur selbst thun kannst, bestehet darum nicht darin, daß du auch auf dir selbst ruhen bleibst, oder dich in dich selbst zurückziehest, sondern es ist dieses, daß du einen Meister, einen Höheren anerkennest und ihm folgest zu frei eigener Selbstentwickelung. Es bedarf jeder Mensch zu seinem Selbst eines Andern und zwar eines Höheren, ihn zu wecken, zu leiten und zu befruchten. Es ist Keiner sich selbst genug, sondern es weiset einen Jeden über ihn hinaus und hinauf. Wenn es nur mit ihm höher gehet, und wär' es auch auf Irr- und Umwegen, so ist ihm geholfen. Darum gehe nur immer von dir aus, als von dem Nächsten, denn in dir liegt der Keim deiner Entwickelung; aber bleibe nicht bei dir einsam stehen, bleibe nicht im Anfange stecken: strebe aufwärts, und suche die Gemeinschaft mit einem Höheren, der dir eignet. Es bedarf Jeder eines Wegweisers, eines Meisters. Es ist Keiner also stark, er findet einen Stärkeren, und zuletzt den Stärksten.

Wer sein eigener Lehrmeister seyn will, hat einen Narrn zum Schüler.

Ein Quidam sagt: »Ich bin von keiner Schule;
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt.«
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
»Ich bin ein Narr auf eig'ne Hand.« (Vgl. Nr. 106.)

11.

»Benutze redlich deine Zeit!
»Will'st was begreifen, such's nicht weit."

Du bist an ein Höheres gewiesen, aber suche das Höhere nicht in der Ferne: es ist ganz in der Nähe zu finden. Willst du's begreifen, so greife nur zu.

Willst du in's Unendliche schreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.
Willst du dich am Ganzen erquicken:
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Es ist überall das Höchste zu finden, aber nur für diejenigen, welche es mit aufrichtigem und redlichem Herzen suchen. Suchet, so werdet ihr finden: nur verschiebt es nicht auf gelegenere Zeit: heut' ist die Stunde, ohne Zögern zuzugreifen: hier ist der Ort anzufangen.

Das Nächste bezeichnet das Sprichwort geringschätzig als »nicht weit her.« Es trifft den Menschen, der beim Nächsten stehen und auf sich selber ruhen bleibt, aber nicht den, der das Nächste ergreift, um damit weiter zu gehen und im Nächsten das Entfernteste zu schaffen. Der Mensch ist selbst nicht weit her, in so fern er nur für sich ist: er ist aber sehr weit her, in so fern er aus Gott ist und mit Gott ist und zu Gott geht.

12.

»Zwischen heut' und morgen
»Liegt eine lange Frist,
»Lerne schnell besorgen,
»Da du noch munter bist.«

Wie im Raume das Nächste das Beste ist, so ist auch in der Zeit der erste, beste Augenblick zu ergreifen. Verschiebe nichts auf gelegene Zeit, sondern wirke, so lange es Tag ist. Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen immer träge Leute.

Ein Heute ist besser, als zwei Morgen, sagt der Pennsylvanische Hauskalender; und ferner: thue das nie morgen, was du heute thun kannst. — Das Sprichwort sagt: heute roth, morgen todt.

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann:
Die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann.

13.

»Die Dinte macht uns wohl gelehrt,
»Doch ärgert sie, wo sie nicht hingehört.
»Geschrieben Wort ist Perlen gleich;
»Ein Dintenkleks ein böser Streich.«

Auch an einem Dintenklekse ist viel zu lernen. Denn was ist ein Dintenkleks anders, als die Ausdehnung und Verbreitung der Dinte über Stellen, wo sie nicht hingehört? Die Dinte dienet zur Belehrung und Mittheilung; aber es läßt sich nicht alles schwarz auf weiß mittheilen; geschieht es den-

noch, so giebt es einen Dintenklecks. Jeder Mißbrauch der Schrift ist ein Dintenklecks; und ein Dintenklecks richtet Aergerniß an. Wo die Dinte nicht hingehört, da ist sie, als Dintenklecks, ein unwillkommener Gast; und ungebetene Gäste gehören unter den Tisch.

14.

»Wenn man für's Künftige was erbaut,
»Schief wird's von Vielen angeschaut.
»Thust du was für den Augenblick,
»Vor allem opfre du dem Glück.«

Wenn du für weit entlegene Zwecke arbeitest und auf den künftigen Erfolg rechnest, so sei auch darauf gefaßt, daß deine Handlungsweise von Vielen verkannt und unrecht beurtheilt werden wird; denn das Innere deiner Handlung, deine Absicht, kann Niemand sehen, und das Aeußere der Handlung, der Erfolg, ist noch nicht eingetreten. Ist doch selbst die Beurtheilung einer Handlung nach einem schon eingetretenen Erfolge sehr mißlich: mußt du doch selbst, wenn du nicht für entfernte Zukunft, wenn du für den gegenwärtigen Augenblick handelst, den Erfolg in Gottes Hand stellen: denn der Stein, den du aus der Hand lässest, ist nicht mehr in deiner Hand. Darum sei jede deiner Handlungen ein Opfer, dem Gotte des Glückes dargebracht, eine Hingabe an die Macht, der sie befohlen ist. Das Opfer des Gebetes gehe allem Thun voraus, und begleite es, und folge ihm nach. Bete und arbeite!

15.

»Mit einem Herren steht es gut,
»Der was er befohlen selber thut.«

Wenn du dein Geschäft willst ausgerichtet haben, so thue es selbst; wo nicht, so schicke Jemand anders. So lesen wir im Pennsylvanischen Hauskalender.

Wer's im Hause will haben recht:
Der muß selber seyn sein Knecht.

Selbst ist der Herr! Zum Selbstregieren gehört, daß man auch selbst dienen kann. Darum was du selbst thun kannst, das sollst du nicht Andern befehlen; und was du davon doch Andern befohlen, das thue nur geschwind selbst. Es bleibt gleichwohl genug übrig, was du Anderen überlassen mußt. Und den Erfolg mußt du ohnehin jedesmal einem Anderen befehlen, aber das ist Einer, dem du noch mehr, als dir selbst, trauen kannst.

Der Herr ist eben recht,
Der Gott dient als ein Knecht.

16.

»Thu' nur das Rechte in deinen Sachen;
»Das Andre wird sich von selber machen.«

Kehre nur zuerst vor deiner Thüre, und sorge nicht für andere Sachen: es wird sich damit schon machen, wenn du nur erst die deinen bestellt hast. Gedenke des Balkens in deinem Auge: und wenn du das thust, so wird sich auch der Splitter im Auge des Nächsten lösen. Es braucht nur Jeder von sich selbst anzufangen in dem Geschäfte der Weltverbesserung, und die Welt wird sicherlich besser werden. Es ist schon ein Schritt zur Verbesserung der Welt, wenn du dich selbst, als ein Glied der Welt, besserst.

Vor seiner Thüre kehre Jeder fein,
So werden Steg' und Wege rein.

17.

»Wenn Jemand sich wohl im Kleinen däucht,
»So denke, der hat ein Großes erreicht.«

Der hat ein Großes, ja das Größte erreicht, wer sich im Kleinen wohl befindet und daran genügen läßt: denn um sich im Kleinen wohl zu befinden und daran Genüge zu haben, mußt du im Kleinen das Große, im Kleinsten das Größte, im Endlichen ein Unendliches erkannt und erfaßt haben.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt just so das Große zu thun.

18.

»Glaube nur, du hast viel gethan,
»Wenn dir Geduld gewöhnest an.«

Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker. Spr. Sal. 16, 32.

Leide dich! — Das ist ein großes Wort! Die Geduld bestehet in diesem Gedoppelten: an sich selbst und an Anderem das Schlimme und Unvollkommene ertragen zu lernen, und gleichzeitig des Bessern und Vollkommnern zu warten. Und dieses wie jenes, das Tragen wie das Harren, erfordert wieder ein Doppeltes, Leidensfähigkeit und Thätigkeit. Zum Tragen gehört Kraft, zum Dulden Muth, zum Warten Ausdauer, kurz zur Geduld Thätigkeit. Die Geduld ist nicht müßig. Wenn du wirklich leidest und wartest, wenn du deine Last wirklich trägst, und aushältst, so bist du nicht bloß leidend, sondern wahrhaft thätig, und du thust damit viel: du thust mehr, als wenn du mit den Händen viel handthierst, und mit den Füßen rennst und läufst. Es ist kein wirkliches Leiden ohne ein Thun, so wie umgekehrt kein Geben ist ohne Empfangen.

Wart' a Weili, harr' a Weili, sitz' a Weili nieder;
Und wenn du a Weili g'sessen hast, so komm und säg' mer's wieder.

19.

»Wer sich nicht nach der Decke streckt,
»Dem bleiben die Füße unbedeckt.«

Wer sich nicht in die Schranken fügen lernt, die ihm gesetzt sind, der wird nie Befriedigung finden. Es ist nichts so klein, daß es uns nicht genügen könnte, so wir uns nur daran genügen lassen wollten: es ist nichts so groß, daß es uns Befriedigung gewähren könnte, wenn wir uns nicht selbst beschränken lernen. Aber dazu gehört eben, daß wir im Kleinen das Große, in der Schranke das heilige Maaß erkennen und verehren lernen. Wer oben hinaus will, der verliert unten den Grund, und den Boden unter den Füßen, um im Gränzenlosen zu zerscheitern.

Schneide den Mantel nach deinem Tuche.

20.

»Der Vogel ist froh in der Luft gemüthet,
»Wenn es da unten im Neste brütet.«

Inwendig ist das Himmelreich! So es nicht in deinem Innersten Wohnung macht, so magst du rennen und laufen, wie du willst, und wohin du willst, du wirst es doch nicht erjagen: denn du nimmst dich überall selbst mit. Ist es aber in dir selbst wohl bestellt, so wirst du auch in allen Sphären und Verhältnissen deines Lebens und Strebens gedeihen. Wenn

du ein Vöglein fröhlich und wohlgemuth in der Luft erblickst, so denke nur, daß es da unten im Neste brütet; darum singt es so freudig. Wenn du einem Menschen begegnest, dem es so recht innerlich wohl in der Brust ist, so suche die Ursache in seinem Hausstande. Wer im eignen Hause keine Befriedigung findet, dem fehlt es gewiß auch an der wahren Befriedigung im Innern, wenn er auch noch so wohl mit sich zufrieden zu seyn meint.

So kann man auch am Neste seh'n, was für ein Vogel d'rin wohnt

---

21.

»Wenn ein kluger Mann der Frau befiehlt,
»Dann sei es um ein Großes gespielt;
»Will die Frau dem Mann befehlen,
»So muß sie das Große im Kleinen wählen.«

Auch im Ehestande kommt es auf eine weise Vertheilung der Gewalten an, damit beide Theile eben so wohl regieren, als dienen und gehorchen. Dem Manne gebührt das Scepter nur dann, wenn es sich um ein Großes handelt: in kleinen Dingen muß er der Frau die Herrschaft überlassen, und die Frauen verstehen sich darauf, mit dem Kleinen auch das Große zu erreichen. So bekommt jeder Theil sein Recht, jeder herrscht und dient zugleich. Das Haupt denkt, das Herz klopft, beide regieren und dienen einander.

22.

»Welche Frau hat einen guten Mann,
»Der sieht man's am Gesicht wohl an.«

Wie es im Innern des Hauswesens bestellt ist, das verräth sich oft unwillkührlich im Aeußern: denn das Aeußere ist der Spiegel des Innern. Einer Frau kann man's am Gesichte ansehen, ob sie einen guten Mann hat. Man erkennt es immer an der zarteren und empfänglicheren Seite eines Ganzen, wenn es wohl lautet.

23.

»Eine Frau macht oft ein bös Gesicht;
»Der gute Mann verdient's wohl nicht.«

Und wenn nun die Frau ein böses Gesicht macht, deutet das auf einen bösen Mann? Soll denn der gute Mann jede Runzel auf der Stirne seiner Ehehälfte vertreten? und an jeder üblen Laune, an jeder Grille, die sich in den Mienen abspiegelt, Schuld seyn? Nun, ob er ganz unschuldig daran sei, das mag er immer bei sich selbst prüfen: es kann wohl auch ein sonst guter Mann in böser Stunde das zartere Herz des Weibes verletzen: der meint dann wohl, daß er nichts verbrochen habe. Aber wenn er auch wirklich das böse Gesicht seiner hübschen Frau nicht verdient hätte, so verdient er's noch, wenn er muckt, wenn er's nicht mit tragen helfen will: muß sie's doch selbst tragen zu so vielem andern Ehekreuz. Das böse Gesicht der Frau gehört auch mit in den

Ehestand, denn es kann nicht alle Tage die Sonne scheinen: zu einer Landschaft gehört Licht und Schatten. So soll auch der Mann das böse Gesichtchen mit in den Handel nehmen; so viel er daran verschuldet zu haben sich bewußt wird, so viel nimmt er auf seine Rechnung. Die Frau ist immer der zartere, schwächere Theil, der oft verletzt ist, ohne daß sich's der Mann bewußt wird: der Mann ist der stärkere. Darum ist er immer im Unrecht, er brenne sich so rein, und wasche sich so weiß, als es gehen mag.

24.

»Ein braver Mann, ich kenn' ihn ganz genau:
»Erst prügelt er, dann kämmt er seine Frau.«

Wie ein böses Gesicht der Frau nicht gegen die Güte ihres Mannes zeugt, so zeugt auch selbst ein Liebesschlag noch nicht von einem bösen Manne. Es giebt Standesverhältnisse, in welchen ein Schlag weniger auf sich hat, als in höheren ein böses Wort, an dem es doch in keinem Verhältnisse fehlen kann. Gewitterstürme erfrischen in der Natur die Luft, im Hause die Liebe. Oft sind Derbheiten nur ein anderer Ausdruck der Liebe, sie können gelegentlich als eine besondere Art von Liebkosung gelten. Es gehört eben auch zu dem nothwendigen Wechsel im Ehestande, und dienet, die Einförmigkeit zu beleben, daß die Flitterwochen nicht zu Jahren werden: wenn nur auf jede Ausübung des Herrscheramts ein dienend Liebeswerk folget.

»Ohne herzhaften Haß ist die herzlichste Liebe matt.« Zu einer wirklichen Ehe oder Einheit gehören ihrer Zwei. Zu

allem Leben gehöret dieses Doppelte: »des Hasses Kraft, die Macht der Liebe, das tiefe, schmerzenvolle Glück.«

Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß, als Lieb' und Haß.

Warum aber unter allen Liebeswerken, welche einer Entzweiung folgen könnten, gerade das Kämmen genannt wird, das können nur diejenigen verstehen, die irgend einmal hinter ein geliebtes und doch oft verletztes Wesen sich gestellt, und ihm die Haare, als so viel tausend zärtliche und gebrechliche Lebensröhren, nicht ohne einige Verletzung ausgekämmt haben.

25.

»Ein schönes Ja, ein schönes Nein,
»Nur geschwind! soll mir willkommen seyn.«

Zu allen Verhältnissen des Lebens gehört Beides, Ja und Nein. Es ist beides mitzunehmen. Aus Ja und Nein besteht die Welt. Was wäre das für ein Mann, der zu Allem Ja sagte? Und eine Frau ohne Nein ist ohnehin nicht zu finden. Ein Nein von schönen Lippen ist auch schön. Und wenn ein Mädchen noch so oft Nein sagt, am Ende sagt sie doch noch Ja. Kurz: es ist weder mit Ja allein, noch mit Nein allein auszukommen. Nur heraus damit! es kann doch bei einem allein nicht bleiben. Am Ende verträgt sich auch beides zusammen: das Ja verbindet, und Nein hält ihrer Zwei auseinander, ohne sie darum zu scheiden.

Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß, als Lieb' und Haß.

26.

»Januar, Februar, März,
»Du bist mein liebes Herz.
»Mai, Juni, Juli, August,
»Mir ist nichts mehr bewußt.«

Es ist kein Tag, wie der andere: noch weniger ist ein Monat dem andern gleich. Der Anfang des Jahres scheint in seinem Fortgange aufgehoben, aber er kommt doch auch wieder: den Januar verschlingen die eilf folgenden Monate, aber dann steht er wieder auf. So sehen wir auch Liebes-Neigungen wachsen und abnehmen, oder wenigstens sich verbergen, wie der Mond zu- und abnimmt, oder wenigstens zurücktritt, aber er kommt auch im Kreislaufe seiner Bahn wieder zum Vorschein. Es wechselt nach den Zeiten, aber das Wesen der Liebe bleibt.

Was ich im Januar, Februar und März geliebt und geherzt habe, das scheint vielleicht im Mai, denn der April liegt dazwischen, vergessen, und im Juni, Juli, August ist mir nichts mehr davon bewußt. Aber sei nur gutes Muths, was der unbeständige April versieht, das macht der beständige September wieder gut: und nun fehlen noch wenige Monate, da kommt es im Kreislaufe auch wieder auf Januar, Februar, März. Das ist Dauer im Wechsel!

Der Wetter-Kalender enthält viel Lehre.

27.

»Neu-Mond und geküßter Mund
»Sind gleich wieder hell, und frisch und gesund.«

Alles hat seine Zeit; auch Liebe und Lust gehen schnell vorüber, aber was davon ächt und rein ist, das bleibt und verjüngt sich. Kaum ist der Mond von der Erde überschattet und bedeckt, da macht er sich schon wieder frei, und bald glänzt er wieder so hell wie zuvor. So sind auch die Lippen von einem vorübergehenden Drucke bald wieder frei und frisch und rein, wenn nur auch das Herz rein ist oder wird. So frei ist der Mensch, daß er von seinen eigenen Flecken frei werden kann. In so fern läßt sich selbst Geschehenes ungeschehen machen.

Das Sprichwort sagt: das Küssen ist nur ein Abwischen. Ein Kuß ist kein Maal. Den Lippen ist durch einen Kuß kein sichtbares oder unauslöschliches Siegel aufgedrückt. Hinter diesem Worte mag sich mancher Leichtsinn verstecken, und Beschönigung oder Entschuldigung suchen, weil er vergißt, daß das Verborgene offenbar wird. Die Wahrheit davon ist aber das unverwüstliche Gefühl in der Brust des gefallenen Menschen, daß er an die einzelne Lust, der er etwa verfallen ist, nicht gefesselt ist, sondern sich darüber erheben kann, — wenn er nur will. So weit gilt das Sprichwort der unreinen Lust, welche etwa mit dem Kusse verbunden seyn kann. Außerdem sagt es aber: einen Kuß in Ehren soll uns Niemand wehren.

28.

»Mir gäb' es keine größere Pein,
»Wär' ich im Paradies allein.«

Alle Menschen machen erst die Menschheit aus, alle Kreaturen die Schöpfung, und die Schöpfung ist wieder nicht ohne den Schöpfer, welcher sie nicht allein läßt, sondern er erlöset sie, und giebt ihr seinen Geist. Es ist keine größere Pein, als allein zu seyn: und es giebt für die Kreatur keinen größern Schmerz, als Entfernung von Allem, was zu ihr gehört. Der größte Widerspruch ist, in der Seligkeit allein oder getrennt zu seyn. Seligkeit ist wörtlich Fülle: Elend ist wörtlich verlassen seyn.

29.

»Es ließe sich alles trefflich schlichten,
»Könnte man die Sachen zweimal verrichten.«

Wer handelt denn so, daß er es zum Zweitenmale nicht noch besser machen würde? Wer lebt denn einen Tag, den er zum Zweitenmale nicht noch besser benutzen würde? Oder wer hat ein Haus gebaut, das er zum Zweitenmale ganz ebenso einrichten möchte? Selbst die Rathsherren sind am klügsten, wenn sie vom Rathhause kommen.

Aber geschehen ist geschehen; Geschehenes läßt sich nicht ungeschehn machen. Lassen sich nun die Sachen nicht zweimal verrichten, so fordert dieses nur desto mehr zu zwiefacher Vorsicht und Ueberlegung auf. Vorgethan und nachbedacht hat Manchen in groß Leid gebracht.

30.

»Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
»So bist du hundertmal entgangen.«

Es kommt Alles auf den gegenwärtigen Augenblick an. Darum sorge nicht für den morgenden Tag, sondern richte deine ganze Sorge und Aufmerksamkeit auf den heutigen Tag. Nur heute, heute nur sei auf deiner Hut: aber es ist immer heute. Heute ist der Anfang, und vom Anfange hängt viel ab; nur heute laß dich nicht verlocken, nur heute widerstehe, und du hast viel gewonnen. Wer dem ersten Anlaufe widerstanden hat, der hat einen großen Sieg errungen. Unterliegst du aber heute, so wächst der Feind mit jedem Tage; widerstehst du ihm aber in Zeiten, so wird er mit jedem Tage ohnmächtiger werden.

31.

»Geht's in der Welt dir endlich schlecht,
»Thu' was du willst, nur habe nicht Recht.«

In der Welt hat Alles ein Ende: es kann auch nicht Tag für Tag die Sonne scheinen. Wenn nun auf viele gute Tage zu seiner Zeit auch schlechte kommen, so mußt du sie auch mitnehmen. Sonst mag's ein Jeder halten, wie er will. Einer wird schreien, der andere wird weinen, einer wird sich wehren, der andere in Geduld sich ergeben, einer trägt sein Leid schwerer, der andere leichter; das hängt alles von der Individualität ab, darüber ist mit Keinem zu rechten. Mag

er sich auslassen, wie er will: darauf kommt es nicht an, darin hat Jeder seine Freiheit. Nur Eins ist allen Leidtragenden gesagt: bilde sich Keiner ein, daß ihm Unrecht geschehe. Die Führungen Gottes sind gerecht, und der Mensch ist immer in Schuld und Unrecht. Alle Züchtigung, die uns widerfährt, ist wohl berechnet. Nichts ist unleidlicher, als wenn einer in seinem Leide hadert, und sagt: Womit habe ich das verdient?

32.

»Zücht'ge den Hund, den Wolf magst du peitschen:
»Graue Haare sollst du nicht reizen.«

Es läßt sich nicht alles mit guten Worten abmachen: es muß auch Züchtigung seyn, und die Peitsche ist nicht umsonst da. Aber wie du auch damit gebahrest, — die Züchtigung hat verschiedene Stufen, — erkenne nur die Gränze deiner Macht. Dem Alter sei die Ehre! das Alter steht über dir. Graue Haare, alte Jahre halt' in Ehren. Sie stehen zwar mit dir zugleich in der Gegenwart, aber nicht allein der Vergangenheit, sondern auch der Zukunft näher. Darum beuge dich vor grauen Haaren und alten Jahren.

Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Alten ehren: denn du sollst dich fürchten vor deinem Gott, weil Er dein Herr ist; 3 Mos. 19, 32. Der Herr stellt sich selbst dem Alter gleich, als Der, der da war, wie er ist und seyn wird.

33.

»Am Flusse kannst du stemmen und häkeln;
»Ueberschwemmung läßt sich nicht mäkeln.«

Wenn der Fluß in seinem Bette fließt, da läßt sich daran richten und leiten, stemmen und dämmen: aber der Ueberschwemmung kannst du damit doch nicht wehren: sie nimmt doch ihren Lauf und Niemand kann sie halten.

Es ist wohl gegen jede Krankheit ein Kraut gewachsen, nur nicht gegen den Tod.

Wie der Arzt nur als Diener der Natur wirken kann, aber nicht als ihr Meister, so muß auch ein Erzieher den besondern Gaben und Berufungen seines Zöglings nachgehen, sein Hebammenwerk zu verrichten, denn er kann nichts selbst machen.

An einem Menschen ist mancherlei zu leiten und zu ziehen, zu mildern und zu mäßigen, zu läutern und zu säubern: aber was zur eigensten Natur jedes Menschenwesens gehört, das läßt sich doch nicht unterdrücken, sondern es muß damit heraus.

Lauter Gleichnisse für das Selbige. Was da ist, muß heraus: das Gute, daß es sich entwickele, das Kranke und Schlimme, daß es entweiche.

34.

»Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschlagen;
»Doch weckte mich Eine beim frühsten Tagen.«

Der Mensch wird nicht fertig, — mit Fliegen sich herum zu schlagen: er kommt niemals aus dem Kampfe. Und wenn er noch so viele einzelne Fliegen erschlagen, noch so viele einzelne Widerwärtigkeiten beseitigt hätte, einzelne bleiben doch übrig. Eben die endlichen Sorgen sind unendlich, eben die einzelnen Fliegen sind zahllos: darum kannst du damit niemals zu Ende kommen. Ist noch so vieles Einzelne überwunden, alsbald steigt dergleichen mehr herauf, und wie viel du auch im Einzelnen von den Wundern der Natur oder von den Wundern des Geistes zu erklären versuchst, es meldet sich doch immer des Unerklärlichen nur noch mehr.

Abends glaubst du vielleicht das Räthsel gelöset zu haben, und du hast es vielleicht gelöset, nämlich für diesen Tag; aber frühmorgens geht's von vorn an, und wie du erwachst, ist auch die neue Aufgabe da.

35.

»Und wärst du auch zum fernsten Ort,
»Zur kleinsten Hütte durchgedrungen,
»Was hilft es dir, du findest dort
»Tabak und böse Zungen.«

Du willst die Welt fliehen, du willst der bösen Welt entlaufen? Fahre hin, laufe zur fernsten Ferne, dringe bis zur einfachsten kleinsten Hütte, was hilft es dir? Du wirst doch überall in der Welt die Welt, die böse Welt finden. Wohin du dich auch flüchtest, du findest dort wie hier, in höheren und niedrigeren Kreisen, — Tabak und böse Zungen, oder, mit andern Worten, die Trägheit des Geistes zu allem, was des Geistes ist, und die Fertigkeit der Zunge zu allem, was übel lautet, oder, mit andern Worten, die allen himmlischen Dingen entfremdete, erdwärts gewandte, wohlbehäbige Philisterhaftigkeit, und die schadenfrohe Afterrede. Die kleinste Hütte, zu welcher du auf deiner Flucht vor der Welt hindurchdringen kannst, ist das Innerste deines eigenen Herzens; das heimlichste Gemach, in das du entfliehen kannst, ist in dir selbst; und findest du da nicht auch die Welt, der du entlaufen willst?

36.

»Wüßte nicht, was sie Bessers erfinden könnten,
»Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.«

Es werden so viele Erfindungen gemacht: die Maschinen ersetzen zum Theil die menschliche Thätigkeit, und der Dampf vertritt die lebendigen Kräfte: aber das Beste fehlt doch noch; denn, um es dem Menschen recht bequem zu machen, müßten auch die Lichter ohne Putzen brennen. Zur besten Welt gehört vor allen Dingen das bis jetzt nur in dichterischen Träumen vorgestellte Schlaraffenleben, in welchem dem Menschen alles zufällt, ohne daß er eine Hand aufzuheben braucht. Das wäre doch hübsch, wenn die Lichter ohne Putzen brennen, die Menschen ohne Arbeit leben könnten.

37.

»Lief' das Brod, wie die Hasen laufen,
»Es kostete viel Schweiß, es zu kaufen.«

Es ist zwar ziemlich unbequem, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu essen: aber es würde auch viel Schweiß kosten, wenn das Brod auf dem Felde herumliefe, wie die Hasen. Wahrlich, es ist sehr gut, und wohl bedacht, daß das Brod, so wir uns daran genügen lassen, nicht so schwer zu erlangen ist, als der Braten dazu; aber Arbeit kostet es doch: es ist kein Beruf ohne Mühe und Arbeit.

Das Sprichwort sagt wohl auch: Arbeit ist kein Hase, und das faule Volk meint damit: die Arbeit läuft einem nicht davon; was ich heute nicht thue, das bleibt bis morgen liegen. Aber bedenket auch das Andere wohl: Wie dir die Arbeit nicht entläuft, so kannst auch du der Arbeit nicht entlaufen! Die Arbeit ist kein Hase, der entläuft; aber du bist auch keiner, und wirst der Arbeit auch nicht entlaufen.

38.

»Will Vogelfang dir nicht gerathen,
»So magst du deinen Schuhu braten.«

Fische fangen und Vogelstellen verdirbet manchen Junggesellen: denn es verführt zum Müßiggange und bringt keine Frucht. Was dir nicht glückt, was kein Gelingen krönt, das sollst du lassen. Liebhabereien, die nicht fruchten noch frommen, sollst du mit der Wurzel austilgen, und solch Handwerk sammt dem Handwerkszeuge abthun. Es gilt auch hier das große Wort: Aergert dich dein rechtes Auge, so reiß' es aus, und wirf es von dir. Es ist besser, daß die Reben in Zeiten gereinigt und verschnitten werden, als daß sie ganz verwildern und verderben: es kostet freilich viel Zucht und Arbeit, bis sie Frucht bringen.

Noch Eins! Laß dir genügen. Was du hast, das brauche: was du nicht haben kannst, das lasse.

39.

»Das wär' dir ein schönes Gartengelände,
»Wo man den Weinstock mit Würsten bände.«

Das wär' ein hübsch bequemes Leben, wo man alles gleich beisammen hätte, und das Schöne mit dem Nützlichen, das Leichte mit dem Schweren, das Geistige mit dem Nährenden, den Weinstock mit Würsten verbände. Solch ein Leben wäre freilich bequem: aber wär's auch schön? Wir nennen ja vieles ironisch schön: nämlich was nicht schön ist, oder was nur Schein ist.

40.

»Du mußt dich niemals mit Schwur vermessen:
»Von dieser Speise will ich nicht essen.«

Das spanische Sprichwort sagt: »Kein Mensch sage, von diesem Wasser will ich nicht trinken.« Es weiß Keiner, wie tief er hinein muß, und wozu er sich noch wird bequemen müssen im dunkeln Laufe seiner Tage. Wirf kein Ding zu weit weg: sonst mußt du's weit wieder holen.

Kein Mensch kann über sich selbst zum Voraus verfügen. Gelübde, die dieses und jenes Einzelne betreffen, sind eine Ueberhebung, die dem Menschen nicht ziemt. Hochmuth kommt vor dem Falle. Du sollst dich nicht selbst vorab für das ganze Leben bestimmen und verpflichten oder verschwören wollen, sondern von den Umständen dich bestimmen, von den Führungen Gottes dich erziehen lassen, und den geheimen Fäden folgen, deren oberste Leitung du nicht erkennen kannst. Ueber Nacht kann etwas über dich kommen, das dich in deiner Sicherheit stört, und deinen ganzen Lebensplan ändert.

41.

»Wer aber recht bequem ist und faul,
»Flög' dem eine gebratne Taube in's Maul,
»Er würde höchlich sich's verbitten,
»Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.«

In jedem menschlichen Leben und dessen Entwickelung ist das Erste, daß der Mensch sich passiv und leidend verhält, daß er nimmt und empfängt, was gegeben wird, daß er hört, und nicht redet, daß er ruht und nicht thut. Aber diese passive Seite hat ihre Gränze, wo sie Thätigkeit wirkt: jeder empfängt sein Pfund, denn er kann sich's nicht selbst geben, aber daß er damit wuchere: der wirkliche Glaube regt die lassen Hände. Wer sich's aber recht bequem damit machen will, und die Hände in den Schooß legt, wenn sie Gott brauchen will, der wird auch nicht damit zufrieden seyn, wenn ihm die gebratenen Tauben in's Maul fliegen: er will auch der Mühe überhoben seyn, die empfangenen Gaben zu ihrer Bestimmung zuzubereiten. Daß ihm die Tauben gebraten zufliegen, das ist ihm schon recht; aber das verdrießt ihn, wenn ihm zugemuthet wird, sie vor dem Essen zu zerschneiden, beim Essen zu kauen und nach dem Essen selbst zu verdauen. Wenn es Brei regnet, fehlt ihm der Löffel: wenn ihm auch der Löffel gereicht wird, fehlt es an Händen, die zugreifen, denn die Faulheit hat sie gelähmt.

42.

»Freigebig ist der mit seinen Schritten,
»Der kommt von der Katze Speck zu erbitten.«

Nicht zu eilig, nicht allzu geschäftig! Rennen und Laufen führt nicht zum Ziel. Wenn du etwas brauchst, das du dir nicht selbst geben kannst, so wende dich bald an den rechten Mann. Sonst kannst du dir viele vergebliche Wege machen. Suche nicht das Wasser in Brunnen, da kein Wasser ist; und bitte nicht um Brod bei dem, der's lieber selbst ißt.

Nicht zu langsam! Es ist zu spät, die Katze vom Speck zu jagen, wenn sie schon davon speist.

43.

»Hast deine Kastanien zu lange gebraten;
»Sie sind dir alle zu Kohlen gerathen.«

Nicht zu langsam, nicht zu träge! Sonst kommst du auch nicht zum Ziele. Wer sich mit Fleisch und Blut bespricht, der kommt nicht von der Stelle. Wo dir ein Licht aufgeht, wo du ein Licht scheinen siehst auf dem Berge, da fahre nur zu, wenn du's auch nicht mit deinem Verstande ergründen kannst: du wirst schon mehr erhalten. Wenn du dir's erst recht mundrecht machen willst, ehe du genießen willst, so kannst du derweilen verhungern, und die Speise kann verderben. Nimm für lieb, wie dir's geboten wird: wer's allzu gut haben will, kommt in Schaden.

44.

»Das sind mir allzu böse Bissen,
»An denen die Gäste erwürgen müssen.«

Nicht zu viel! Nicht über deine Kräfte! Es sind nicht alle Nüsse zu knacken. Schuster, bleib' bei deinem Leisten! Nur nicht drüber hinaus. Salomo sagt: Wer schwere Dinge forschet, dem wird's zu schwer. Spr. 25, 27.

Manches können wir nicht verstehen:
Lebt nur fort, es wird schon gehen.

45.

»Das ist eine von den großen Thaten,
»Sich in seinem eignen Fett zu braten.«

Der Mensch rechnet es sich wohl noch für eine große Heldenthat an, wenn er sich in sich selbst vergräbt, und in sich selbst brütet, und in seinem eigenen Fette sich verbraten thut. Es ist allerdings ein Großes und Schweres, was jeder Mensch an sich selbst erfahren und leiden muß: es wird auch Keinem geschenkt, sondern es muß ein Jeder durch's Feuer geläutert und von der Eigenheit kurirt werden. Aber dieses Leiden wird erst zur That, wenn der Mensch nicht in sich selber sitzen bleibt, sondern aus sich herausgeht. Aus sich herausgehen: dieses ist die That.

46.

»Gesotten oder gebraten!
»Er ist an's Feuer gerathen.«

Ob an einem die Feuer-Läuterung durch äußere Medien vermittelt werde, oder aus ihm selbst sich entwickele, ob ihn zunächst äußere Leiden, oder innere Kämpfe in's Gericht bringen: so viel ist unläugbar, daß er an das Feuer gerathen ist, dem Keiner entgehen kann.

Wenn dein Nächster in Noth gerathen ist, und unter der Hitze der Bedrängniß seufzt, so gilt es nicht viel streiten, ob er's verschuldet habe oder nicht: genug er sitzt in der Noth, und schreit um Hülfe. —

Es ist einer an's Feuer gerathen; der fordert auf, daß wir uns seiner erbarmen, daß wir ihn trösten — und lehren. Wer aber an's Feuer gerathen ist, der lasse sich nicht befremden die Hitze, so ihm begegnet, als widerführe ihm etwas Seltsames, denn sie widerfährt ihm, daß er versucht werde.

Das Sprichwort sagt hartherzig: »Gebrannt ist nicht gebraten«; aber an's Feuer gerathen thut immer weh.

47.

»Gebraten oder gesotten!
»Ihr sollt nicht meiner spotten.
»Was ihr euch heute getröstet,
»Ihr seyd doch morgen geröstet.«

Auch mich hat das Feuer ergriffen: inwendig kocht das eigne Fleisch, auswendig siedet das Wasser: aber deshalb sollte mich Keiner verspotten. Es kommt auch an euch, die ihr spottet: so sicher ihr heute euch dünkt, ihr seyd doch morgen geröstet, denn es kann keiner verschont bleiben. Das Sprichwort sagt: Spötters Haus brennt auch. Darf doch kein Mensch sagen: Von diesem Wasser will ich nicht trinken! — Was deinem Nächsten widerfährt, kann nicht weit von dir entfernt seyn.

48.

»Wer Ohren hat, soll hören;
»Wer Geld hat, soll's verzehren.«

Jeder brauche die Gaben, die ihm verliehen sind, nach ihrer Bestimmung: das Ohr zum Hören, das Geld zum Verzehren. Es soll Keiner sein Pfund vergraben.

Was dir angeboten wird, das steck' nur ein, wenn du Taschen hast, und laß nichts daneben fallen; aber knöpf' nur nicht die Taschen zu. Du kannst die Gabe nicht genießen, wenn du sie nicht verzehrst und mittheilst. Wer Hände hat, soll nehmen und — geben.

49.

»Der Mutter schenk' ich,
»Die Tochter denk' ich.«

Geben und Nehmen stehen in fortlaufender Wechselbeziehung. Wir säen um zu ärndten: was wir geben, wird uns tausendfältig ersetzt: was wir auch der Mutter Erde anvertrauen, wir hoffen es verjüngt und neu belebt aus ihrem Schooße wieder zu empfangen. So bring' ich auch der Mutter meine geringen Gaben und Opfer, in der Hoffnung, daß sie mir in ihrer Tochter die größern anvertrauen werde.

Alle Schenkungen sind entweder remuneratorisch, oder sie sind der Vergeltung noch gewärtig. Es ist ein schlechter Bettelstolz, wenn einer etwas umsonst zu thun, oder ohne Entgelt zu schenken, oder ohne Aussicht auf Vergeltung wohlthätig zu seyn sich aufbläht. Solcher Stolz kassirt nur zu viel Vergeltung ein in der eignen — problematischen — Selbstbefriedigung.

Wer die Tochter haben will, halt' es mit der Mutter. — Die Tugend hat die Ehre zur Tochter.

Wie die Saat, so die Aerndte. Wer säet, der mähet.

50.

»Kleid' eine Säule,
»Sie sieht wie eine Fräule.«

Das Aeußere ist ein Kleid, welches auch den Geringsten hebt: wem es zu Theil wird, den ziert es, so schlecht er auch sei; und doch ist es nur ein Kleid, welches von dem Individuum verschieden ist, dem es angelegt wird. Darum sollst du das Aeußere nicht überschätzen. Nicht jedes Kleid ist ein hochzeitlich Kleid.

Das Aeußere hat aber auch einen wesentlichen Einfluß auf die damit Bekleideten: es verbindet sich mit ihnen, und wirkt auf das Innere: es hilft auch mit erziehen. Darum sollst du auch das Aeußere nicht gering achten. Das hochzeitliche Kleid bedeckt nicht allein den Leib, es erneuert ihn auch innerlich.

Kleider machen Leute. Aeußerer Glanz und Reichthum, hohe Stellung, feine Umgebung, machen vornehm. Der rohe Stein wird durch die äußere Form zu Jupiter und Apollo.

Umgekehrt sehen wir wiederum äußere Leiden den innern Menschen läutern; das edle, fromme Herz, das unter dem groben, abgerissenen Rock des Bettelmanns klopft, steht mit dieser Aeußerlichkeit nicht sowohl im Mißverhältnisse, als in Einklang und Wechselwirkung: der schlechte Rock hat wohl an dem bekehrten Herzen eben so viel ursprünglichen Antheil, als das feine Kleid an dem feinen Sinne und Anstande seines Trägers.

Das Sprichwort sagt: das Kleid ziert den Mann: wer es hat, der zieh' es an. Wie das Kleid, so ist der Mann: leichte Kumpen leichte Lumpen han.

51.

»Schlaf' ich, so schlaf' ich mir bequem.
»Arbeit' ich, ja, ich weiß' nicht wem.«

Warum er schläft und ruht und stille wird, das merkt Jeder: es gilt seiner Erholung und Erquickung, und gilt ihm selbst.

Aber wozu die Arbeit des Tages, die Mühen des Lebens, das Rennen und Laufen von Morgen bis Abend? Das verstehen die Wenigsten, das kommt viel schwerer zur Einsicht. —

Alle Ruhe ist mehr oder weniger ein Zusichselbstkommen, Einkehr in sich: und das Wesen des Menschen ist die Innerlichkeit. Darum, weil das Wesen des Geistes in dem Innern besteht, darum findet der Mensch in der Ruhe und Stille seine Erholung und Erquickung.

Aber die Arbeit zerstreut, die Thätigkeit geht nach Außen, sie gilt Anderen, der Erfolg ist nicht zu sehen. Darum findet der Mensch in diesem äußeren Treiben weder Behagen, noch Erholung, noch Verständigung, wenn er nicht darin seinen Beruf, in seinem Berufe den Ruf Gottes, in Gott sein tiefstes und höchstes Inneres erkennet, wenn er nicht Gott über Alles, und die Anderen als seine Nächsten, seine Nächsten als sich selbst lieben lernt.

Ach, ich bin des Treibens müde!
Wozu all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach, komm in meine Brust!

52.

»Ganz und gar
»Bin ich ein armer Wicht.
»Meine Träume sind nicht wahr,
»Und meine Gedanken gerathen nicht.«

Der Mensch ist durch und durch arm, nackt, blind und elend. Er arbeitet, und weiß nicht warum, er handelt, und weiß nicht wozu: er träumt, und's wird nicht wahr, er denkt, aber es steht nicht da. Das Leben ist selbst ein Traum, und der Mensch scheint zu nichts zu taugen, als — zu schlafen, ob ihm etwa über Nacht im Schlafe ohne sein Zuthun etwas zufalle.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Des Menschen Gedicht wird oft zu nicht.

53.

»Mit meinem Willen mag's gescheh'n! —
»Die Thräne wird mir in dem Auge steh'n.

Auch mit dem Willen des Menschen ist es mißlich bestellt. Der Wille ist frei und ist's auch nicht: der Mensch will, und will auch nicht: er will, was er muß: er fügt sich selbst in seinen Willen nur ungern: er gehorcht der Fügung, aber mit Thränen im Auge.

König Richard II. nimmt die schwere Last der Krone von seinem gesalbten Haupte zwar mit eigenen Händen, aber auch mit eigenen Thränen: es treten wohl auch einem Andern die Thränen in die Augen.

54.

»Wohl unglückselig ist der Mann,
»Der unterläßt das, was er kann,
»Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
»Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.«

Unglücklich sind alle diejenigen zu nennen, die ihren eigensten Beruf verfehlen und in einen fremden gerathen. Sie versäumen, was sie können, sie unternehmen, was sie nicht verstehen: sie sind nicht zu Hause. Und es sind ihrer viele, welche die Eigenmacht der Willkühr in fremde Reviere treibt. Da kann der Pilger leicht sich verirren, oder Schiffbruch leiden, weil er mit seinem Fahrzeuge nicht umzugehen weiß.

55.

»Du trägst sehr leicht, wenn du nichts hast;
»Aber Reichthum ist eine leichtere Last.«

Die Reichen wissen viel Rühmens zu machen von dem Glück der Armuth, und es ist auch wirklich wahr, daß der Arme leicht zu tragen hat, weil er entweder wenig, oder nichts hat. Asmus trägt alles bei sich, und ist deß froh. Der Reichthum ist hingegen eine schwere Last, um so schwerer, je größer sie ist.

Dennoch hat auch der Arme gegen dergleichen moralische Deklamationen eins und das andere einzuwenden; denn es giebt schwere Lasten, die sich doch leicht tragen, und geringe, an denen oft einer schwer zu tragen hat. Sorgen wiegen auch. Jeder Tag hat seine Plage, jeder Mensch hat seine Last; jeder fühlt aber die eigene am meisten.

56.

»Alles in der Welt läßt sich ertragen,
»Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.«

Es bekommt keinem Menschen, alle Tage in ununterbrochener Folge herrlich und in Freuden zu leben. In Leiden erfährt Mancher am deutlichsten, wie freundlich der Geber ist.

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen.

Der Arme hat wohl Recht, wenn er dem Reichen zuruft: Nichts ist schwerer, als allzu leicht zu tragen, denn Mangel drückt mehr als Ueberfluß. Aber es ist auch nicht zu vergessen, daß lauter gute Tage gar nicht zu ertragen sind.

Das Sprichwort sagt: Es müssen starke Beine seyn, die gute Tage ertragen. Großes Gut heischt starken Muth. Ogni cosa si sopporta, eccetto il buono tempo.

57.

»Was räucherst du nun deinen Todten?
»Hätt'st du's ihm so im Leben geboten!«

Jeder Freund, jeder Angehörige, der den Seinen im Tode vorangeht, hinterläßt ihnen das Gefühl, daß sie ihm mehr hätten seyn, ihm näher treten, inniger sich mittheilen und anschließen, daß sie milder mit ihm reden und mehr Schonung üben sollen. Davon zeugt das Bewußtseyn in jedem Hinterbliebenen, wenn er überhaupt zum Bewußtseyn gekommen ist. Wenn auch einer so reich wäre, daß er all' seine Schulden nebst allen rückständigen Interessen vom Heller bis zum Pfennig bezahlen könnte, und Niemand nichts schuldig zu bleiben brauchte, an der Liebe würde er doch ein Schuldner bleiben Jedermann, und der blieb' es am meisten, der es läugnen wollte, denn der ist gewiß nicht in der Liebe, der er genug gethan zu haben meint. Aber am fühlbarsten wird die Schuld gegen unsere Todten, denen wir nun nichts mehr davon abtragen können, während wir uns bei Lebzeiten damit vertröſten, daß sich das Versäumte noch nachholen läßt. Darum eben räuchern wir unsern Todten, weil wir ihnen das Versäumte nun nicht mehr abtragen können.

58.

»Ja! wer eure Verehrung nicht kennte:
»Euch, nicht ihm baut ihr Monumente.«

Nach dem Tode ehren wir verdiente und ausgezeichnete Menschen mit prächtigen Monumenten und Gedächtniß-Feiern: aber wir bauen sie eigentlich doch uns selbst: wenigstens hilft Selbst- und Gefallsucht mit bauen. Wenn einer eine Universal-Geschichte von Ehrendenkmälern schreiben könnte, so würde sich's zeigen, ob etwa die eitelsten Völker und Zeiten die meisten Monumente errichtet haben.

59.

»Willst du dich deines Werthes freuen,
»So mußt der Welt du Werth verleihen.«

Jedem das Seine! Leben und leben lassen! Was du dir zutraust, das mußt du auch der Welt zugestehen, denn du gehörst selbst zur Welt. Du schmähst auf dich, wenn du die Welt schmähst: du rühmst die Welt, wenn du dich rühmst. Es gehört auch Beiden Beides: die Erniedrigung um ihrer selbst willen, die Erhöhung um Gottes willen.

Entweder mußt du auf alle eigne Werthschätzung Verzicht leisten, oder du mußt den Werth, den du dir zuschreibst, allen Sündern einräumen. So viel Werth hast du auch, aber nicht mehr: er vertheilt sich mithin unter Viele: Verdienst hat Keiner. Der Werth besteht in der Gabe, die du empfangen.

60.

»Will Einer in die Wüste pred'gen,
»Der mag sich von sich selbst erled'gen;
»Spricht aber Einer zu seinen Brüdern,
»Werden sie's oft schlecht erwiedern.«

Johannes ist gekommen, ein Prediger in der Wüste, aß nicht und trank nicht; so sagen sie: Er ist ein Kopfhänger und besessen von einem bösen Geiste: er sondert sich ab von den Menschen, und dünkt sich besser. Des Menschen Sohn ist gekommeu, isset und trinket; so sagen sie: Siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Gesell.

So ist weder in der Einsamkeit, noch in der Gesellschaft Dank zu finden: wer wirklich dienen und wirken will, der muß auf Dank verzichten, und zuerst sich selbst verläugnen.

Undank ist der Welt Lohn.

61.

»Laß Neid und Mißgunst sich verzehren,
»Das Gute werden sie nicht wehren.
»Denn, Gott sei Dank! es ist ein alter Brauch:
»So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch.«

Das Böse verneint und verzehrt, als Tod und Neid: darin liegt seine Ohnmacht. Das Gute schafft und pflegt, als Leben und Liebe: darin liegt seine Macht, in der Macht sein Sieg über das Böse. Wie die Sonne zugleich leuchtet, scheint und glüht, erhellt, erglänzt und erwärmt, so ist das Gute auch das Wahre und das Schöne: in dieser Fülle und Einheit liegt seine Kraft zum Siege.

Neid und Mißgunst fressen in sich hinein, und verkommen in sich selbst: Liebe und Milde verbreiten sich wie die Sonne in tausend und aber tausend Strahlen durchdringend über alles, was lebet: ihre Gabe besteht in Mittheilung, ihr Leben in Selbstentäußerung: sie leben nicht in sich, sondern in Anderem.

62.

»Das Interim
»Hat den Schalk hinter ihm.
»Wie viel Schälke muß es geben,
»Da wir alle ad interim leben.«

Das Interim gilt als ein einzelner Akt des Jahres 1548, als eine provisorische Maaßregel Kaiser Karl's V., die den Schalk im Hinterhalt hatte, falschen Frieden einzuleiten. Eigentlich leben wir alle aber ad interim in den Tag hinein: hinter jedem steht ein Schalk, der ihn bequem einschläfert, provisorisch im alten Sauerteige zu bleiben, der ihn auf künftige Tage vertröstet, und die Besserung auf gelegenere Zeit verschieben lehrt.

63.

»Was fragst du viel: wo will's hinaus,
»Wo oder wie kann's enden?
»Ich dächte, Freund, du bliebst zu Haus,
»Und spräch'st mit deinen Wänden!"

Die Sorge für die Zukunft schwächt die Energie, welche die Gegenwart erfordert. Sorget nicht für den andern Morgen. — Entlegene Dinge verkümmern die nächste Aufgabe des Tages. Ein jeder kehre zunächst vor seiner Thüre. — Freund, bleibe im Lande, und nähre dich redlich. Die Welt ist dir nicht befohlen, sondern zunächst dein Haus. — Ich dächte, Freund, du bliebst zu Haus, und streiftest nicht so weit hinaus. —

64.

»Viele Köche versalzen den Brei;
»Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!
»Wir aber sind, gesteht es frei,
»Ein Lazareth von Medizinern.«

So viele Köpfe, so viele Sinne. — Viele Herren verderben das Regiment, viele Diener den Dienst, denn es will ein Jeder Herr seyn. Weil jedes Glied das Haupt, jeder Punkt der Mittelpunkt seyn will, darum fehlt der Vielheit die Einheit. Und was sind wir selbst, wenn wir's uns ohne Hehl gestehen mögen? Blinde, die die Blinden leiten wollen, weil wir uns selbst für sehend halten; Kranke, welche Kranke kuriren wollen, weil wir uns selbst für gesund halten. Das ganze Menschengeschlecht ist krank vom Haupte bis zum Fuß: aber das gefährlichste Symptom an der Krankheit ist dieses, daß Jeder sich allein für gesund hält und des Arztes nicht bedarf, sondern selbst der Arzt für die Anderen in dem großen Lazarethe zu seyn meint. Das Schlimmste im Lazarethe ist, wenn die Aerzte selbst krank sind: und wo ist in dem großen Welt-Lazarethe ein Arzt, der so stark und gesund wäre, daß er unser aller Krankheit auf sich nehmen könnte? Aber wir fragen leider gar nicht nach diesem Arzte: es fehlt uns nur zu sehr das Bedürfniß des Arztes. Denn die Patienten halten sich selbst für die Aerzte. So wird jeder Kranke zum Quacksalber, aber nicht für sich, denn er ist gesund, sondern für die Andern, welche krank sind.

65.

»Ihr meint, ich hätt' mich gewaltig betrogen;
»Hab's aber nicht aus den Fingern gesogen.«

Was ich als die allgemeine Wahrheit verkünde, was ich als aller Orten gleich wahr in Sprichwörtern ausspreche, das haltet ihr für partikulären Irrthum, für subjektive Täuschung: so stände Subjekt gegen Subjekt, Meinung gegen Meinung. Aber es ist ja nicht bloß meine Meinung: ich hab's nicht von mir, und hab's noch weniger aus den Fingern gesogen, die keine Oeffnung, noch Nahrung bieten, sondern aus Brüsten, die Milch geben. Es ist das Gemeingut der Sprichwörter, woran ich mich halte gleich jenem weisen Könige. Eine Gemeinschaft ist aber als die stetige Verbindung der Einzelnen nur denkbar durch Eine Quelle, aus welcher Alle schöpfen, Jeder nach seinem Maaße.

Das Sprichwort kommt nicht aus der Schule, sondern aus dem Leben. Ein Quentchen Mutterwitz ist besser, als ein Centner Schulwitz. Erben ist besser als Erwerben. Wahre Originalität kommt nicht aus meinen Fingern, sondern von Papa und Mama.

Niemand kann seiner Länge eine Elle zusetzen. Zunehmen ist nicht Zusetzen. Wachsthum ist nicht meine That.

66.

»Noch spukt der Babylon'sche Thurm:
»Sie sind nicht zu vereinen!
»Ein jeder Mann hat seinen Wurm,
»Copernikus den seinen.«

Ob auch die Menschen alle zusammengehören, und in Einem verbunden werden sollen, so dauert doch die Babylonische Sprachverwirrung bis zur Stunde noch fort. Es ist in jedem Menschen nicht bloß ein Anderes, sondern ein Fremdes, nicht allein ein Eigenthümliches, sondern ein Undurchdringliches. Keiner versteht den Andern: jeder Mensch hat etwas für sich, das den Anderen zum Mißverständnisse wird. Wer das Unverständliche zu erklären sucht, bedarf selbst wieder einer Erklärung: die Auslegung bedarf wieder einer Auslegung. Darum findet alles Neue zunächst Widerspruch, bis es mehr und mehr in die allgemeine Ueberzeugung übergeht. Wer zweifelt jetzt an dem Copernikanischen Weltsysteme? Erst wollte sich's die Erde nicht nehmen lassen, der Mittelpunkt der räumlichen Weltschöpfung zu seyn; jetzt gilt es wieder als ein paradoxes Neues, wenn die Centralität der Erde in höherer Beziehung behauptet wird. Es hat aber ein jedes Wesen sein Centrum, seine Individualität, seine Persönlichkeit.

67.

»Denn bei den alten lieben Todten
»Braucht man Erklärung, braucht man Noten;
»Die Neuen glaubt man blank zu verstehn;
»Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn.«

Sind auch die Menschen noch nicht vollkommen zu vereinen, weil der Babylonische Thurm noch immer fortspukt, so ist es doch an ihnen, sich einander zu nähern, sich zu lieben und mittelst der Liebe nach Kräften zu verständigen, denn ohne Liebe ist keine Verständigung möglich. So sucht Einer mit dem Andern näher bekannt zu werden; was Einer in dem Andern lieset, das theilt er wieder Anderen mit. Jeder Mensch ist ein Räthsel, jeder Mensch bedarf eines Kommentars. Darum werden alte Schriftsteller mit Noten und Erklärungen ausgestattet, damit sie zugänglich werden: aber die neuen Schriftsteller, selbst die Zeitgenossen, sind auch nicht so schlechtweg zu verstehen, sondern es bedarf eines Schlüssels, der das Verständniß eröffnet, eines fortlaufenden Wegweisers, der die Chiffern und Zeichen, als Fußstapfen des Geistes, zu deuten versteht.

68.

»Sie sagen: das muthet mich nicht an!
»Und meinen, sie hätten's abgethan.«

Wo es auf ein tieferes Verständniß ankommt, da sagen Viele, die sich mit der Oberfläche der sinnlichen Vorstellung genügen lassen möchten: Das muthet mich nicht an! Das ist mir zu hoch, zu tief, zu schwer, zu parador! Aber es ist damit nicht abgethan, wenn sie das Räthsel liegen lassen. Der Berg bleibt vor uns liegen, wenn wir nicht aufsteigen. Das Bedürfniß weiterer Verständigung, welches heute noch schläft und uns einschläfert, kann morgen erwachen, wo es sich dann zeigen wird, daß die Sache doch nicht so abgethan ist, wie wir meinten

So wissen auch Viele vor Allem, was sie in ihrer Behaglichkeit stören, beunruhigen oder schmerzen könnte, geschwind vorüber zu schlüpfen, wie der Pharisäer vor dem verwundeten Samariter vorbeigeht; sie meinen damit die Gefahr beseitigt und die Sache abgemacht zu haben: aber solche Retiraden führen zu keinem Siege, zu keinem Frieden. Was sie feig und furchtsam fliehen, das verfolgt — und ereilt sie.

69.

»In meinem Revier
»Sind Gelehrte gewesen;
»Außer ihrem eig'nen Brevier
»Konnten sie keines lesen.«

Es hat nicht fehlen können, daß die Gelehrten auch in meinem Revier sich umgesehen haben, denn die Gelehrten pflegen ex professo alle Schriften anzusehen, die nach dem Titel in ihr Fach einschlagen. Aber was hat es geholfen? Mir hat's nichts geholfen, denn ich suchte Eingang, und habe ihn nicht gefunden. Ihnen hat's auch nicht geholfen, denn sie können nicht über ihren fixirten Gesichtskreis hinaus: sie können nichts verstehn, als das System, welches sie von Kapitel zu Kapitel aufgenommen haben. Sie sind in den Cirkel ihrer eigenen oder angelernten Gedankenreihe, wie in einen Zauber-Kreis, gebannt, sie sind so versteinert, verpanzert und abgeschlossen, daß sie für jeden weitern Zufluß unzugänglich und unempfänglich geworden sind. Was die Phalanx der festgewurzelten Ansichten durchbrechen will, wird abgewiesen, und damit ist's abgethan. Jede weitere Förderung kann nur der jüngern Generation zuwachsen. Was nicht für die ist, die schon gelehrt sind, das kommt den Schülern für die Zukunft zu Gute.

70.

»Viel Rettungsmittel bietest du! was heißt's?
»Die beste Rettung, Gegenwart des Geist's!«

Wenn einer in Noth und Gefahr kommt, da werden ihm alsbald viele Hülfs- und Rettungsmittel angerathen und angeboten. Die beste Hülfe ist, wenn in dem bedrängten Menschen der Geist das Regiment nimmt, wenn der Geist wirklich da und zur Stelle, wenn er gegenwärtig und thätig ist. Denn die Hülfe kommt nur von der Gegenwart: Heute, wenn du ihre Stimme hörest, heute noch greif' zu. Der Geist ist es, der Leib und Seele zusammenhält, Arbeit und Gebet, Thun und Denken vereint; der Geist ist es, der von dem Geiste Gottes zeuget. Laß Leib und Seele nach der Erscheinung zerfallen im Tode: die Einheit beider nach der Wirklichkeit ist der Geist: und die Gegenwart des Geistes ist — die Unsterblichkeit.

Die Bedingung aller Geistesgegenwart ist — die Allgegenwart Gottes, und das Bewußtseyn derselben.

71.

»Laß nur die Sorge seyn,
»Das giebt sich alles schon,
»Und fällt der Himmel ein,
»Kommt doch eine Lerche davon!

Noth und Gefahr haben die Sorge zur Vorläuferin, Begleiterin und Nachfolgerin. Aber ich rathe Dir, Freund, weis' diese Trabantin von Dir, Du hast an der Hauptperson genug: was Dir jene vorzuklagen hat, es giebt sich alles schon, es geht alles vorüber, wie schwer es auf uns liege. Wenn Du einen steilen, schweren Berg vor Dir hast, so denke mit Till Eulenspiegel an den Weg, der darauf folgt, sobald der Berg überstiegen ist. Wenn die Wolken sich schwarz über einander thürmen, und kein Lichtstrahl durchdringt, so vergiß nicht die Sonne, die dahinter steht, und — bald wieder durchbricht. Post nubila Phoebus. Und wenn alle Wetter einbrechen, wenn alles Unglück zusammenkommt, es ist kein Unglück ohne Glück! Wenn Wald und Flur der Erde gleich werden, ein Grashalm bleibt doch, als Keim des neuen Lebens: wenn die Erde untergeht, ein Stäubchen erhält sich, aus dem das Ganze neu herauswächst: wenn der Himmel einfällt, von allen den Lerchen, die darin jubiliren, kommt doch wohl eine davon, die ihren Tempel wieder findet zu ihren Liedern. So denn Gott die Lerchen erhält, und die Natur bewahrt, was wird er an dem Menschen thun? Seyd ihr denn nicht viel mehr, denn sie? Und so Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, sollte er das nicht viel mehr an euch thun? O ihr Kleingläubigen!

Materieller drückt sich das französische Sprichwort aus: Si le ciel tombait, il y aurait bien des alouettes prises.

72.

»Dann ist einer durchaus verarmt,
»Wenn die Schaam den Schaden umarmt.«

Wenn zum Schaden auch die Schaam darüber kommt, da hat einer alles verloren, da ist er gar verarmt: die Schaam will die Schande verbergen, darüber frißt der innere Schaden unter sich. Da ich's wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine! So wir aber unsere Schäden und Sünden bekennen, so ist Er treu und gerecht, und vergiebt uns unsere Sünden, und reiniget uns von aller Schmach.

Der ersten Sünde folgte auch sogleich die erste Schaam, nämlich die Schaam, welche die Schande verdeckt, und vor Gott sich verbirgt.

Wer den Schaden hat, darf vor Spott nicht sorgen, er soll sich auch deß nicht schämen. Schäme dich nicht des Schadens, der dich trifft, aber der Verschuldung. Nicht wissen ist keine Schande, deren du dich schämen müßtest, aber nicht lernen wollen.

73.

»Du treibst mir's gar zu toll:
»Ich fürcht', es breche!
»Nicht jeden Wochenschluß
»Macht Gott die Zeche.«

Nicht der Gast macht die Zeche, sondern der Wirth: nicht der Schuldner macht die Rechnung, sondern der Gläubiger; wer sich die Rechnung selbst macht und abnimmt, wer die Rechnung ohne den Wirth macht, kann leicht Bankerott machen. Es ist aber Einer, der uns allen die Rechnung macht und Rechenschaft fordert. Zwar schließt er die Rechnung nicht mit jeder Woche, er mahnt nicht täglich an die Schulden, sondern er giebt oft Nachsicht und verschiebt den Rechnungsschluß; aber wehe dir, wenn du entweder durch die Mahnungen taub, oder durch die Langmuth, durch die Länge der Gnadenzeit sicher und sorglos wirst, und an deinen Schuldbrief nicht mehr denkst, und zu den alten Schulden neue häufst! Endlich kommt doch der Tag der Rechnung und Rechenschaft. Wenn du's zu toll und die Rechnung übervoll machst, so ist zu fürchten, daß es am Ende breche. Lange geborgt ist nicht geschenkt. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

Das Sprichwort sagt zwar: Gott im Himmel borgt länger, als die Fugger auf Erden; aber es heißt auch: Was Gott spart in die Länge, das straft er mit Strenge. Gott sieht durch die Finger, aber nicht ewig.

74.

»Du bist sehr eilig, meiner Treu!
»Du suchst die Thür und läufst vorbei.«

Es ist eine häufige Erfahrung, daß sich gerade die thätigsten, geschäftigsten und eiligsten Menschen am ersten verirren und verlaufen: sie suchen die Thüre und laufen vorbei: der Gegenstand ihres Verlangens liegt vor ihnen, der Eingang ist schon bereitet, aber sie übersehen das Nächste, weil sie es in der Ferne suchen: darum sind sie so eilig. Eile mit Weile! Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel.

Du suchst den Eingang und läufst vorüber, denn es ist überall Eingang zu finden. Du läufst nach dem Esel, und reitest schon darauf.

Wo du die Thüre suchst, da läufst du vorbei, statt durch: wo du sie nicht suchst, da kannst du nicht vorbei, sondern du mußt durch, und kommst damit vorwärts.

75.

»Sie glauben mit einander zu streiten,
»Und fühlen das Unrecht von beiden Seiten.«

Wenn Zwei mit einander streiten, so vertheidigt zunächst Jeder das Recht auf seiner Seite; denn es ist ein Recht auf jeder Seite: aber eben darum ist auch auf jeder Seite ein Unrecht, in so fern sie dem Rechte des Gegentheils widerstreitet. Dieses Unrecht fühlen wir erst im Streite, bewußt oder unbewußt, und im Fortgange des Streites mehr und mehr. Vorher war das Recht jeder Seite von dem Rechte der andern Seite, welches zu seiner Ergänzung gehörte, noch nicht so bestimmt geschieden: der Streit trennt es erst, und führt zum Unrechte. Dieses ist das ewige Recht der Negation, die über die vereinzelte Bestimmtheit hinaus geht, um zur Erfüllung und Durchdringung zu gelangen.

Daß sie mit einander streiten können,
Ist eine baare Thorheit zu nennen:

denn sie gehören eben beide zusammen. Das Recht beider Seiten kann sich aber erst vereinigen, indem das Unrecht auf beiden Seiten sich ausscheidet.

76.

»Haben's gekauft, es freuet sie baß;
»Eh' man's denkt, so betrübt sie das.«

Wie sich auch der Wille bestimme, sobald der Wille bestimmt ist, entsteht auch das Streben desselben, sich über diese Bestimmtheit zu erheben und davon frei zu machen: denn die einzelne bestimmte That des Willens kann seiner persönlichen Allgemeinheit nicht genügen. Dieses ist das Recht und die Macht des Willens, und die Bedingung der Reue und Buße, wenn er gefallen ist: aber das Recht schlägt in Unrecht, die Macht in Ohnmacht um, wenn sich der Wille in seine jedesmalige Stufe nicht fügen, und im Kleinen nicht genügen lassen will, sondern immer nach Anderem verlangt. Das Besser ist der größte Feind des Guten. Was uns fehlt, das reizt uns: was uns zu Theil wird, das wird gering geschätzt.

Es ist wohl zu merken, daß jede Handlung ein Opfer ist, welches der Mensch darbringt: er opfert damit die Unendlichkeit des vorher noch unbestimmten Willens: bei der Wahl sind wir frei, aber sobald wir gewählt haben, sind wir Knechte, wenn wir darin nicht mehr unsern Willen erkennen. Weh' den Menschen, die nicht opfern wollen: sie kommen zu keinem Entschlusse und bleiben im Widerspruche.

»Was es auch sei, versetzte der Oheim, der Verstand oder die Empfindung, das uns eins für das andere hingeben, eins vor dem andern wählen heißt, so ist Entschiedenheit und Folge, nach meiner Meinung, das Verehrungswürdigste am

Men-

Menschen. Man kann die Waare und das Geld nicht zugleich haben; und der ist eben so übel daran, dem es immer nach der Waare gelüstet, ohne daß er das Herz hat das Geld hinzugeben, als der, den der Kauf reut, nachdem er die Waare in Händen hat. Der Mensch ist zu einer beschränkten Lage geboren: sobald er in's Weite kommt, weiß er weder was er will, noch was er soll.« Göthe's Werke I. H. XIX. 340.

77.

»Willst du nichts Unnützes kaufen,
»Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.«

Willst du nicht in Gefahr kommen, so bleibe zu Hause hinter dem Ofen: willst du vor jedem Fehltritte sicher seyn, so bleibe liegen, sitzen oder stehen: willst du nicht ausgleiten, so geh' nicht auf's Eis: willst du kein unnütz Wort sprechen, so halte den Mund zu. Nicht wahr, das geht nicht? Nun so geh' nur frisch und getrost hinaus in die Welt: sei nicht kleingläubig, sondern fasse Muth und gutes Vertrauen. Frisch gewagt ist halb gewonnen!

78.

»Lange Weile ist ein böses Kraut,
»Aber auch eine Würze, die viel verdaut.«

Wem die Zeit lang wird, dem wird sie auch schwer: lange Zeit, böse Zeit. Aber eben darum können die langen, schweren Tage und Stunden der langen Weile zu einer Würze dienen, um alles, was roh und schwer auf dem Herzen lastet, zu verarbeiten und zu durchdringen, alles Schädliche und Ungesunde auszuscheiden, alles Gesunde und Brauchbare in Saft und Blut zu verwandeln, den ganzen Menschen zu läutern und zu stärken. Einsamkeit und Muße führen in das Innere zurück, wo immer etwas aufzuräumen ist. Die Einkehr bricht die Bahn zur Heimkehr.

79.

»Wird uns eine rechte Qual zu Theil,
»Dann wünschen wir uns lange Weil'.«

Lange Weile ist der Uebel größtes nicht. Sobald ein größeres kommt, das alle Zeit in Anspruch nimmt, da wünschen wir uns das kleinere, das uns so viel Zeit übrig läßt. Wen ein schweres Unglück trifft und bedrängt, der wünscht sich Zeit zur Sammlung, und die Einsamkeit, die ihm sonst lange Weile machte.

Der Hypochonder ist bald curirt,
Wenn euch das Leben recht cujonirt.

80.

»Daß sie die Kinder erziehen könnten,
»Müßten die Mütter seyn wie die Enten:
»Sie schwämmen mit ihrer Brut in Ruh',
»Da gehört aber freilich Wasser dazu.«

Es ging' Alles, wenn das Wenn und das Aber nicht wär', aber das Aber und das Wenn hindert das Beste. Die Mütter möchten so gern ihre Kinder selbst groß ziehen und pflegen und behüten; und sie könnten's auch, — wenn sie — wie die Enten wären, und schwimmen könnten, um der lieben Brut von Schritt zu Schritt nachzuziehen, und die schirmenden Flügel darüber zu breiten: aber dazu gehörte auch das Wasser, nämlich daß der Mutter und sämmtlichen Kindern Ein Element beschieden sei, in dem sie gedeihen sollen: während nur zu oft grade die Nächsten auf den entlegensten Wegen und Stegen des Lebens aus einander geführt werden, bis sie am Ende wieder zusammenkommen.

Man kann nicht immer zusammenbleiben.

81.

»Das junge Volk, es bildet sich ein,
»Sein Tauftag sollte der Schöpfungstag seyn.
»Möchten sie doch zugleich bedenken,
»Was wir ihnen als Eingebinde schenken.«

Es kommt alles darauf an, daß der Mensch seine Stellung mehr und mehr erkennen und verstehen lernt. Die Stellung des Menschen ist in der Mitte: der Anfang liegt weit hinter ihm, das Ende vor ihm. Aber hochfahrend wie der Mensch ist, und weil er dazu bestimmt ist, mit Anfang und Ende sich zu vermitteln, so verkennt er wohl auch seine Stellung, er verwechselt seinen Beruf mit seinem Daseyn, seine Schöpfung mit seiner Geburt: er vergißt das Erste, nämlich daß ihm Alles gegeben ist; das Zweite ist, daß der Mensch das Gegebene nun auch selbst mache, oder reproducire und neu entwickele. Darum thut es dem Menschen Noth, daß er an seine Windeln erinnert werde: seiner Geburt ist die Schöpfung vorausgegangen: seine Existenz hat nicht allein den Schöpfer, sondern auch so viele Menschen, als vor ihm gewesen, zu seiner Voraussetzung.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen:
Von Mutterchen die Froh-Natur,
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Urahnfrau liebte Glanz und Gold.
Sind nun die Elemente nicht
Von dem Komplex zu trennen,
Was bleibt denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Im Alter sieht man erst, wie alles nach und nach heranwächst, »während die Jugend glaubt, es müsse Alles an Einem Tage geschehn.« Eckermann's Gespräche mit Göthe. II. S. 275. I. S. 208.

82.

»»Nein! Heut' ist mir das Glück erboßt.««
»Du, sattle gut, und reite getrost.«

Die Menschen sind sehr geneigt, alles Gute und Erwünschte, jedes Gelingen sich selbst und ihrem Verdienste, alles Unerwünschte, jedes Mißlingen, einer fremden höhern Macht zuzuschreiben.

Aber ich rathe dir, es umgekehrt zu halten. Alle gute Gabe ist ein Geschenk, ein Eingebinde: es weiset auf den Geber. Wo dir aber etwas hemmend oder störend entgegentritt, da sollst du dich nicht nach Außen wenden, das Glück anzuklagen: jedes Mißlingen, jedes Mißgeschick weiset dich vielmehr an dich, daß du an deiner Statt das Deine thust, statt mit dem Glücke zu hadern. Wenn es stürmt, so sage nicht: »das Glück grollt mir«; sondern thue vielmehr dieses Beides: erstens, daß du dich gut rüstest, Stürme und Anfechtungen zu bestehen: zweitens, daß du mit gutem Muthe und Vertrauen fürbaß gehest, oder vielmehr — reitest, denn du wirst getragen, wenn du gehest.

83.

»Ueber ein Ding wird viel geplaudert,
»Viel berathen, und lange gezaudert,
»Und endlich giebt ein böses Muß
»Der Sache widrig den Beschluß.«

Wir reden so viel von freier Selbstbestimmung, und darüber kommen wir nicht dazu: wir reden so lange hin und her von der Selbstbestimmung, bis wir von Außen bestimmt werden.

Wer die Wahl hat, der hat die Qual. Die Willkühr laborirt an der schlechten Unendlichkeit. Dem Hinüber und Herüber der Reflexion ist es eigen, daß es unter Pro und Contra kein Ende findet, bis ihm von Außen das Ende kommt.

Wir sterben eigentlich alle, ehe wir zu leben anfangen, mitten unter den Vorbereitungen zum Leben.

84.

»Eine Bresche ist jeder Tag,
»Die viele Menschen erstürmen.
»Wer auch in die Lücke fallen mag,
»Die Todten sich niemals thürmen.«

Die Zeit ist eine Festung, das Leben eine fortgehende Eroberung derselben, jeder Tag eine Bresche, in welche die Menschen, die davor stehen, eiligst einstürmen. Aber jede Stunde ist auch für Viele die Sterbe-Stunde: am Ende sterben Alle: jeder mitten im Leben, mitten in der fortgehenden Eroberung der Festung. Wie das Leben in dieser Eroberung besteht und jede Stunde des Lebens eine Bresche ist, durch die wir in die Zeit eindringen, so ist der Tod dieses, daß wir in der Lücke liegen bleiben. Aber so viele ihrer liegen bleiben, es geht doch Alles in reißender Bewegung wie zuvor fort: so Viele in die Lücke fallen, die Bresche wird doch nicht ausgefüllt, denn die Todten thürmen sich nicht.

Die Todten thürmen sich nicht, denn sie brauchen keinen Platz: aber sie sind darum nur desto sicherer aufgehoben.

85.

»Wenn einer schiffet und reiset,
»Sammelt er nach und nach immer ein,
»Was sich am Leben mit mancher Pein
»Wieder ausschälet und weiset.«

Auf Reisen und im Leben überhaupt, denn das Leben ist eine Reise, wird nach und nach gar Vieles eingesammelt und aufgehäuft. Die Masse würde sich am Ende thürmen, wenn nicht im Fortgange, oft mit großen Schmerzen, eins nach dem andern wieder ausgeschält und ausgestäupt und geläutert würde. Was davon wahr ist, das bleibt im Geiste, ohne daß es leiblich den Raum versperrt. So schreiben wir auf Reisen zu Wasser und zu Lande mancherlei in die Brieftasche, was denn doch wieder ausgelöscht wird; es geht aber darum so wenig verloren, als das Uebrige, was nicht aufgeschrieben worden ist.

86.

»Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
»Ein letztes Glück und einen letzten Tag.«

Memento mori! Jeder Mensch muß sterben, wer er auch sei. Der Tod ist das Ende, das Ende ist das Ziel, das Ziel ist der Gipfel des Lebens. Darum ist die Todesstunde, als die letzte Lebensstunde, auch die höchste, wichtigste und bedeutendste: und der Schlußstein des Lebensglückes dessen Brennpunkt.

So erlebt denn jeder Mensch ohne Ausnahme ein höchstes und letztes Glück, wie einen letzten Tag. Es ist allen heilsam, daran zu denken: sowohl denen, die hier guter und glücklicher Tage theilhaft werden, als auch denen, welche unter Noth seufzen. Jene werden an das Ende der irdischen Freuden, diese an das Ende der irdischen Leiden und Bedrängnisse erinnert.

Es fehlt keinem Menschenleben das Ende, nämlich das Ende des — Endes, des Endlichen. Jedem Menschenleben ist ein Gipfel beschieden, und sein Zenith.

87.

»Das Glück deiner Tage
»Wäge nicht mit der Goldwage.
»Wirst du die Krämer-Wage nehmen,
»So wirst du dich schämen und dich bequemen.«

Das Glück aller zu Einem Leben zusammengehöriger Tage besteht nicht allein in den seltenen Silberblicken der Lebenshöhe, oder in einzelnen hervorstechenden, glänzenden und blinkenden Goldstücken, sondern — im Kurant, in dem Geringfügigen und Unscheinbaren, was jedem Menschen alltäglich widerfährt, und eben darum nicht geachtet wird. Willst du nun, wer du auch seiest, diese gangbare Münze des Verkehrs, dieses tägliche Lebensbrod bei Abwägung deines Lebensglücks mit in Anrechnung bringen, so wirst du dich, Angesichts des großen Saldo deiner Lebensrechnung, nicht wenig beschämt fühlen: und wenn du erst so weit bist, so wirst du dich auch dem Unerwünschten still ergeben und bequemen. Siehe nur auf das, was dir Gutes zu Theil wird, nicht auf das, was dir noch fehlt, und du wirst dich deines Reichthums erfreuen: dieser Reichthum wird dich nicht allein beschämen, daß du dir genügen lässest, sondern er wird dich auch mit dem, was dir fehlt, zufrieden stellen, daß du dich bequemen lernst.

Die grobe Krämer-Wage ist treuer, als die feine Goldwage: denn diese taugt nur für das Feinste, Seltenste und Höchste im Leben, aber die Krämer-Wage wiegt das tägliche Brod des Lebens.

88.

»Hast du einmal das Rechte gethan,
»Und sieht ein Feind nur Scheeles daran;
»So wird er gelegentlich, spät oder früh,
»Dasselbe thun, er weiß nicht wie.«

Es sucht Niemand den Andern hinter der Thür, wenn er nicht selbst dahinter zu finden ist.

Was ich denk' und thu', trau' ich Andern zu.

Wer eine ehrliche, rechtschaffene Handlung mißliebig mißdeutet, der kommt sicher, früher oder später, in den Fall, daß er entweder Dasselbe thut, nämlich das Rechte, und derselben Mißdeutung unterliegt, oder gar das Scheele thut, das er in dem Thun des Andern nur finden konnte. Er mag wohl selbst nicht wissen, wie er dazu kommt, so wenig er wußte, wie sein Nächster dazu gekommen ist, den er verkannte. Erst die eigne Erfahrung kann ihn zur Erkenntniß fördern.

89.

»Willst du das Gute thun, mein Sohn,
»So lebe nur lange, da giebt sich's schon;
»Solltest du aber zu früh ersterben,
»Wirst du von Künftigen Dank erwerben.«

Wer gerne etwas Gutes thun möchte, der lerne warten, bis die Gelegenheit dazu kommt und Gottes Führung dazu führt *): und dazu giebt ein langes Leben reiche Veranlassung. Wer aber etwa vor der Zeit versterben sollte, der sei nur ruhig: das Gute geschieht darum doch **): was er selbst nicht hat thun können, das vererbt er an Andere, die ihm für die Erbschaft Dank wissen. Denn wer wäre nicht gern der Urheber von etwas Gutem? Die Nachkommen werden ihrem Erblasser danken, und zwar für ein Doppeltes, nämlich dafür, daß ihnen die Früchte seiner Saat, die er selbst nicht erlebt hat, zu Gute kommen, und dafür, daß er ihnen auch etwas zu thun übrig gelassen.

*) II. S. 42 — 49.

**) I. S. 100.

90.

»Was giebt uns wohl den schönsten Frieden,
»Als frei am eignen Glück zu schmieden.«

Der schönste Friede ist der innere, der Friede mit sich selbst: es liegt in dem Begriffe des Friedens mit sich selbst, daß ihn jeder sich selbst erwerben muß: Friede ist Freiheit. Aber dieser Friede, der inwendig in euch ist, hat den Frieden mit Gott zu seiner Voraussetzung, — weil Gott das Innerste des Innern ist, — und den Frieden mit Seinesgleichen zur Folge, weil alle Menschen Ein Innerstes haben. In so fern aller Friede von Gott kommt, in so fern ist er gegeben, weil er eine Gabe zur Grundlage hat, und auch unser Eigenthum, weil uns Gott selbst, als unser Innerstes, angehört. Darum ist auch der eigene Friede nicht *selbst* zu machen, sondern es ist nur daran zu *schmieden*. Das Eisen dazu ist gegeben, auch das Feuer; das Feuer sprüht, das Eisen glüht: du hast nur zu schmieden. *Schmiede das Eisen, weil es warm ist.*

91.

»Laßt mir die jungen Leute nur,
»Und ergötzt euch an ihren Gaben!
»Es will doch Großmama Natur
»Manchmal einen närrischen Einfall haben.«

Laßt nur die jungen Leute gewähren: ihre Gaben sind ergötzlich und ihr wunderliches Selbstgefühl will Raum haben. Erregen sie auch nicht unser Staunen, wie sie meinen, so können wir doch wohl herzlich darüber lachen. Es sind doch eigentlich nur possierliche Einfälle der Natur, die in der Jugend sich Luft machen. Und die Natur ist ja euere eigene Mutter, und mithin die Großmama der jungen Welt. Großmütter verziehen die Enkel und haben ihre Lust an ihren Unarten. —

Jugend hat keine Tugend, — Boys will have toys — und Alter schützt vor Thorheit nicht.

Ich hör' es gerne, wenn auch die Jugend plappert;
Das Neue klingt, das Alte klappert.

92.

»Ungebildet waren wir unangenehm;
»Jetzt sind uns die Neuen sehr unbequem.«

In der Jugend waren wir auch ungebildet und ungezogen, und darum unangenehm. Jetzt sind uns die Jüngeren aus gleicher Ursache unbequem: wir haben's aber nicht besser gemacht.

Mangel an Bildung gefällt nicht; aber zur Bildung gehört Zeit: es hat bei uns auch viele Jahre und Erfahrung gekostet, ehe wir zu einiger Bildung reiften; und nun sind wir damit doch nicht fertig: denn der Mangel an Bildung verfolgt uns an Anderen: wir müssen nun an diesen tragen, was unsere Vordern an uns zu tragen gehabt haben.

»Warum willst du nicht mit Gewalt
Unter die Thoren, die Neulinge schlagen!«
Wär' ich nicht mit Ehren alt,
Wie wollt' ich die Jugend ertragen!

93.

»Wo Anmaaßung mir wohlgefällt?
»An Kindern: denen gehört die Welt.«

Es ist nichts kindischer, als Anmaaßung, nichts lächerlicher, als Ueberhebung. Darum kann uns auch nur an Kindern Anmaaßung gefallen: ja in Kindern hört sie auf, Anmaaßung zu seyn, denn den Kindern steht noch die ganze Welt offen.

Sag' nur, wie trägst du so behäglich
Der tollen Jugend anmaaßliches Wesen?
»Fürwahr, sie wär' mir unerträglich,
»Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen.«

Die Kinder machen's erst den Aeltern nach: dann aber wollen sie ihnen vorangehen.

Sonst wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen;
Jetzt wie die Jungen singen,
Soll's bei den Alten klingen.

Wer kennt nicht Neoterpe's Begleiter?

Gelbschnabel heißt man diesen. Heiter tritt er auf,
Und hat nichts Arges weiter in der argen Welt.
Doch diesen heißt man Naseweiß, der flink und rasch
Nach allen Gegenden das stumpfe Näschen dreht.

G. W. XI. 244.

94.

»Ihr zählt mich immer unter die Frohen,
»Erst lebt' ich roh, jetzt unter den Rohen.
»Den Fehler, den man selbst geübt,
»Man auch wohl an den Andern liebt.«

Alle Welt zählt mich zu den lebensfrohen Weltkindern. Ich will euch sagen, was es damit für eine Bewandniß hat. Erst war ich selbst roh und ungeschliffen, muthwillig und ausgelassen: ich konnte wohl selbst die aus der Nacht meines Innern herandringenden zarteren Gefühle schnöde abweisen. Nun ist es nicht mehr so: die Leiden des Lebens, die Kämpfe der Seele haben mich abgeschliffen. Kein Mensch wird ohne Prügel groß gezogen. Aber nun lebe ich unter einem jüngeren Geschlechte mitten in der rohen Welt, mitten im Kreise Derjenigen, die sich noch in der Periode roher Naivität befinden. Es ist freilich ein Mangel, ein Fehler: aber wer ihn an sich selbst erfahren hat, wird tolerant. Darum gilt es, mit dem jungen, wilden Volke einige Nachsicht zu haben, — ohne darum ihre Rohheit zu begünstigen.

95.

»Willst du mit mir hausen,
»So laß die Bestie draußen.«

Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, so laß das Heulen,
So laß das Bellen.

Immer sucht der Mensch die Bestie von Außen los zu werden: aber damit ist es nicht abgemacht: denn ein guter Theil davon ist nicht draußen, sondern drinnen. Wo aber auch der Fehler sitzt, er muß heraus. —

Desto schwieriger ist die Aufgabe, die jeder Mensch überkommt, die Aufgabe, mit der natürlichen Rohheit und dem ungebildeten Wesen, es sei an sich oder an Andern, fertig zu werden. Zu dem Verhalten in solchen Konflikten sind feste Grundsätze, erprobte Lebensregeln erforderlich: diese haben ihre unterschiedenen Stufen. Das Erste ist, daß wir den rohen Gast höflichst ersuchen, sein unsauberes Ueberkleid vor der Thüre abzulegen, und seinen schmutzig zottigen Pudel vor der Thüre zu entlassen. Dieß ist das Erste, es ist die Forderung der Entäußerung. Wenn dieses Mittel nichts hilft, so giebt es noch ein anderes und ein stärkeres, nämlich das entgegengesetzte Heilmittel. Läßt sich die Sache nicht vor der Thür abmachen, so hilft es vielleicht, mit der Thüre in's Haus zu fallen. —

96.

»Wollen die Menschen Bestien seyn,
»So bringt nur Thiere zur Stube herein,
»Das Widerwärtige wird sich mindern,
»Wir sind eben alle von Adam's Kindern.«

Das Rohe am Menschen findet am Thiere seines Gleichen, aber mit Uebergewicht: durch letzteres kann daher ersteres überwunden werden. Eine Rohheit wird durch eine stärkere vertrieben. Auf einen groben Klotz gehört einen desto gröberer Keil. Wer durch Schreien siegen will, muß überschrieen werden *).

Es ist auch nichts anderes als die eigene Häßlichkeit, die uns an den Thieren entgegentritt: denn wir gehören der Natur nicht allein an, sondern wir sind ihr sogar verfallen. Je näher uns dieß den Thieren bringt, desto heilsamer erschreckt das Bewußtseyn dieser Aehnlichkeit, wenn sie uns von Außen wie ein Spiegelbild entgegentritt.

Kannst du also das Thier nicht vor der Thüre los werden, so laß nur das Thier mit der Thüre in's Haus fallen.

Die Aufgabe für jeden Menschen ist, die Natur in ihm durch die Natur außer ihm zu überwinden, um zum Geiste zu kommen. Davon handeln Werther's Leiden, Meister's Lehr- und Wanderjahre, und — die Irrfahrten der Wahlverwandtschaften: »aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch **).«

---

*) Eckermann's Gespräche mit Göthe. I. 368.
Zerstr. Bl. aus den Hand- und Hülfs-Akten eines Juristen. III, 1, 160 ff.

**) G. W. XVII. 293.

97.

»Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
»Erhalte nur ein Tollhaus um dich her.«

Unter lauter vernünftigen Menschen mit einem einzigen Narren leben ist viel schwerer, als mit lauter Narren im Tollhause umgehen. Wo ihrer viele beisammen sind, da schwächt ein Eindruck den andern: eine Dummheit wird von der andern überboten, die Verkehrtheit verkehrt sich selbst, die Narrheit wird von der Narrheit paralysirt und neutralisirt, denn es kommt nichts anders hinzu, sondern dasselbe in anderen Exemplaren.

Siehe da! warum es dem Sünder nur allzu leicht wird, mit Sündern zusammen zu leben: es macht's eben einer wie der andere. Denke dir auf der Welt lauter engelreine Wesen ohne Flecken und Makel, und einen einzigen Sünder unter ihnen, dessen Gedanken sichtbar würden. Wie widerwärtig und unerträglich würde seine Häßlichkeit seyn! Je reiner eine Spiegelfläche ist, desto sichtbarer und störender ist jeder Fleck darauf. Denke dir umgekehrt unter lauter Sündern einen reinen, sündlosen Menschen: er wird ohne Umstände als ein Sonderling, als ein Schwärmer verschrieen werden.

Ein Gescheidter unter lauter Narren würde von diesen unbedenklich zum Narren erklärt werden. Das Sprichwort sagt ironisch: Wer unter die Wölfe geräth, der muß mit den Wölfen heulen.

Ein Narr kann dir das Leben schwer machen: ihrer zehn

sind schon leichter zu tragen. Ein Narr macht aber auch leicht ihrer zehn, — denn Narrheit steckt an, — während zehn gescheidte Leute nicht Einen gescheidten Mann machen, — denn Weisheit — steckt nicht so leicht an. Kann die Weisheit einen Narren nicht gescheidt machen, so kann doch oft eine Thorheit durch eine Fülle von Thorheit kurirt werden. G. W. (Lila) XI. 41 ff.

Bedenke dann, das macht dich gleich gelind,
Daß Narrenwärter selbst auch Narren sind.

G. W. III. 252.

98.

»Sag' mir, was ein Hypochondrist
»Für ein wunderlicher Kunstfreund ist.
»In Bildergallerien geht er spazieren
»Vor lauter Gemälden, die ihn vexiren.«

Wenn das Auge getrübt ist, so werden ihm alle Gegenstände trübe. Ein verstimmtes Gemüth mäkelt an Allem. Das Eigenthümliche der Hypochondrie ist, daß sie sich die schönsten Gegenstände aufsucht, um sich daran zu ärgern. Ja, sie schafft sich selbst ganze Reihen von Bildern, die außerhalb ihrer Einbildung nicht existiren: der Hypochondrist ärgert sich an den Geschöpfen seiner eignen Phantasie: er schafft sich Gespenster, um sich dagegen zu ereifern.

Die meisten und bittersten Kriege werden nicht gegen wirkliche, sondern gegen eingebildete Gegner geführt: wir kämpfen gegen unsere eigenen Mißverständnisse und Einbildungen, womit wir den Gegner erst überkleiden.

Es giebt nichts, womit ein Hypochondrist zufrieden wäre: was auch ist, er will's anders haben. Auf Reisen besucht er die schönsten Gegenden, um — sie zu schulmeistern und sich zu ärgern: auch die reichste Gegend läßt zu wünschen übrig, auch die lieblichste giebt Stoff zu Ausstellungen.

Auch die Menschen ärgern den Hypochondristen: er verwünscht sie; und doch

Kaum sieht er ein Menschengesicht,
So hat er's wieder lieb.

G. W. II. S. 289.

Oft findet man ihn in Paläophron's Gefolge.

Griesgram wird er daselbst genannt. Er muß fürwahr,
Wer möcht' es läugnen? der bepflanzten Welt
Und des gestirnten Himmels Hochzeitschmuck
Mit ganz besondern wunderlichen Farben sehn,
Die Sonne roth, die Frühlingsblätter braun und falb.
So sagt er wenigstens, und scheint gewiß zu seyn,
Daß das Gewölb des Himmels nächstens brechen wird.

G. W. XI. 245.

99.

»Der Hypochonder ist bald curirt,
»Wenn euch das Leben recht cujonirt.«

Selbstgemachte Sorgen werden durch wirkliche vertrieben. Eingebildetes Unglück weicht vor dem wirklichen. Die Hypochondrie wird oft homöopathisch durch ein stärkeres Leiden kurirt, wie der Schlucken durch Schreck.

Allem Mißmuthe, allen eingebildeten Leiden liegt Schlaffheit und Schwächlichkeit der Seele und des Leibes zum Grunde. Ein wirkliches Leiden weckt die Kraft, die dem Menschen verliehen ist und stetig verliehen wird: wirkliche Noth macht für die Hülfe empfänglich, die uns geboten wird. So wird die Kraft in dem Schwachen mächtig. Noth lehrt beten — und arbeiten.

100.

»Du sollst mit dem Tode zufrieden seyn,
»Warum machst du dir das Leben zur Pein?«

Es wird dir immer vorgehalten, und jeder verschwindende Augenblick hält es dir vor, daß du sterben mußt, daß du dich in den Tod finden und fügen, und damit zufrieden seyn sollst. Aber es scheint fast nöthiger, dich zu erinnern, daß du leben mußt, daß du dich in das Leben finden und fügen und damit zufrieden seyn sollst.

Es wird so oft wiederholt, daß die Menschen Leiden sollen ertragen lernen: aber das Erste ist, daß sie das Gute, was ihnen bereitet ist, tragen und benutzen lernen.

Memento mori giebt's genug,
Mag sie nicht her erzählen;
Warum sollt' ich im Lebensflug
Dich mit der Gränze quälen?
Drum, als ein alter Knasterbart,
Empfehl' ich dir docendo:
Mein theurer Freund, nach deiner Art,
Nur vivere memento.

G. W. XLVII. 146.

101.

»Kein tolleres Versehen kann seyn,
»Giebst einem ein Fest und lad'st ihn nicht ein.«

Nichts kann verkehrter seyn, als einem Gönner und Freunde ein Fest zu geben, und den König des Festes nicht einzuladen: es fehlte nur noch, daß auch der Wirth außen bliebe.

Darüber lachen wir alle, wenn es einmal einem begegnen sollte. Aber wir übersehen, wie oft wir in dasselbe tolle Versehen fallen. Wenn einer über die Mittel den Zweck vergißt, oder mitten im Leben nicht zum Leben kommt, wenn einer rennt und läuft und weiß doch nicht wohin, wenn einer weder Sonn- noch Fest-Tag feiert, wenn einer arbeitet ohne zu beten, oder betet ohne zu arbeiten, — so macht er's nicht um ein Haar breit besser. Und es giebt wohl noch viel mehr dergleichen Feste, wo die Hauptperson fehlt, weil der König des Festes nicht eingeladen wird, und der Wirth selbst sein Fest vergißt.

102.

»Da sieh'st du nun, wie's einem geht,
»Weil sich der Beste von selbst versteht.«

Es geschieht nur zu oft, daß wir das Beste vergessen. Wir reisen nur zu oft nach Rom, ohne den Papst zu sehen. Und es ist doch nichts verkehrter, als das Beste zu vergessen und zu versehen. Es kommt wohl daher, weil sich das Beste von selbst versteht. Weil es sich von selbst versteht, so bleibt es — unbeachtet.

Wie oft wird bei den schönsten Festen des Lebens der König des Lebens, bei so vielem Guten der Geber vergessen! Höchstens wird bei den Leiden, die uns widerfahren, dessen, der sie in seiner Hand hat, gedacht! Und woher kommt jene Vergessenheit, womit wird sie entschuldigt, womit wird auch die gelegentliche Erinnerung daran abgewiesen? Wem die Erfahrung zu einiger Selbst- und Menschen-Kenntniß verholfen hat, der weiß es. Wir sagen: das versteht sich ja von selbst. Nun, wenn es sich so von selbst versteht, daß das Beste in uns selbst bleibt, daß wir's wirklich im Herzen tragen, und nur nicht immer zur Sprache bringen, so mag es seyn: denn des Besten gedenkt man allerdings auch ohne laute Worte, wenn es uns das Theuerste, Nächste und Vertrauteste ist.

Das versteht sich von selbst, heißt aber auch oft: das ist eine triviale Wahrheit. Hierauf ist zu antworten, daß die Wahrheit nie trivial wird, sondern als konkret, als beziehungsvoll, immer neu und frisch bleibt. Namentlich ist aber das

Wort der Wahrheit von dem Besten, der sich von selbst versteht, nämlich von Gott, einerseits das Gewisseste, andrerseits das Wunderbarste, so daß das Wunder durch die Betrachtung desselben nicht ab-, sondern zunimmt.

103.

»Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
»So thu' als hättest du's nicht gezählt:
»Er wird es in sein Schuldbuch schreiben,
»Und dir nicht lange im Debet bleiben.«

Wenn ein guter Mensch etwas gegen dich versieht, wenn er dir Unrecht thut und dein Schuldner wird, so trage die Post nicht unter deine Schuldforderungen ein: er wird gewiß in sich gehen, und seine Schuld in seinem Buche dir zu Gute schreiben. Es wird auch nicht lange dauern, daß er seine Schuld, ohne daß du sie deinerseits notirt hast, entweder abträgt — oder kompensirt, entweder baar zurückzahlt, weil er sich im Unrecht fühlt, oder — abrechnet, denn was einem guten Menschen begegnet, das kann dir auch begegnen. Wer stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle.

104.

»Suche nicht vergebne Heilung!
»Unsrer Krankheit schwer Geheimniß
»Schwanket zwischen Uebereilung
»Und zwischen Versäumniß.«

Wir sind krank: wir sind nicht, wie wir seyn sollten. Wer kann es läugnen? Wer da sagen wollte, daß er nicht krank sei, der lüget's. Und es ist eine schwere, tief verborgene Krankheit, die in unserem Fleische wohnet: sie laborirt an dem inneren Widerspruche mit uns selbst. Das Gesetz ist da, aber wir überschreiten es eben so wohl, als wir dahinter zurückbleiben; heute sind wir vorschnell, morgen zu träge. Bald thun wir zu viel, bald zu wenig. Das Gute versäumen wir, das Böse thun wir: wir schwanken zwischen beidem hin und her. Das Gute, das ich soll, und eigentlich auch will, das thu' ich nicht: und das Böse, was ich nicht thun soll, und eigentlich auch nicht will, das thu' ich doch im Widerstreite mit mir selbst.

So ist es, Mitsünder! verhehle dir's nicht: verzärtle dich nicht: suche keinen falschen, schwächlichen Trost: suche nicht Heilung, wo keine Heilung zu finden ist. Du mußt die Verzweiflung bestehen lernen, wenn dir geholfen werden soll.

Der Apostel Paulus befand sich in demselben Konflikte: aber er entzog sich nicht dem Schmerze dieses Widerspruchs. Die Angst steigerte sich bis zu dem Ausrufe: »ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes!« —

Das ist Faust's größter Irrthum, daß er nicht geheilt seyn will.

Göthe's Werke l. H. XLI. S. 133.

105.

»Ja, schelte nur und fluche fort,
»Es wird sich Beſſres nie ergeben.
»Denn Troſt iſt ein abſurdes Wort:
»Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben.«

Merke es wohl! in der Noth des Lebens hilft weder titaniſches Schelten, Fluchen, Toben und Widerſtreben, noch falſcher Friede, ſchwächlicher Troſt und läſſige Ergebung. Der Kampf des Lebens kann dir nicht erſpart werden. Wer nicht kämpfen, wer nicht verzweifeln will, der muß nicht leben. Ruhe iſt Tod.

Zum Leben gehört nichts ſo ſehr, als — **Unzufriedenheit** damit, — denn es iſt ſchlecht genug, — und Verzweiflung daran, — denn es wird auch nicht beſſer. — Darum ſollſt du dich nicht dabei beruhigen, daß es ſo ſchlimm iſt in der Welt, ſondern immerfort dagegen kämpfen. Das Letzte iſt Sterben: Sterben iſt am Leben verzweifeln, weil es doch nicht beſſer wird.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So ſei es gleich um mich gethan.

106.

»Ich soll nicht auf den Meister schwören,
»Und immerfort den Meister hören!
»Nein, ich weiß, er kann nicht lügen,
»Will mich gern mit ihm betrügen.«

Die Originalität des Menschen besteht in selbstthätiger Reproduktion des Gegebenen; denn der Mensch ist selbst gegeben, geschaffen. Es kommt nur darauf an, daß und wie er das Gegebene annehme. Seine Origines wurzeln in seinem Geschlechte und dessen Schöpfer: seine Originalität besteht in dem stetigen Zusammenhange mit der absoluten Lebensquelle und deren historischer Fortbildung. Nichts ist daher erbärmlicher, seichter und dürrer, als eine Originalität, welche keinen Meister anerkennt und alles Ererbte, alles Gegebene deprecirt. Ich meines Orts lasse mir meinen Vorgänger und Lehrer nicht nehmen, denn er ist vor mir das letzte Glied der geschichtlichen Entwickelung. Meinem Meister darf ich auch trauen: er wird wohl Recht haben und nicht lügen: in so weit er aber nicht infallibel ist, will ich doch lieber mit ihm und in seiner Gesellschaft einige Irr- und Umwege bestehen, — als allein und isolirt. Wer möchte denn ein Narr auf eigne Hand seyn? Und so bleibt es dabei: der Mensch betrügt immer nur sich selbst: der Meister betrügt ihn nicht: wie sollte ihn vollends der oberste Meister betrügen? Sogar dieß Wort hat nicht gelogen: wen Gott betrügt, der ist wohl betrogen. G. W. II. 227. Vergl. Agrikola's Sprichwörter, S. 647.

Eckermann's Gespr. m. G. I. 191. 261. 219. II. 43. 110. 169. 337.

Göthe's Werke l. H. XXIII. S. 278. 283.

Ich begegnet' einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um sein Gewerbe;
Er sagt': ich sorge, wie ich sorgen kann,
Daß ich mir, eh' ich sterbe,
Ein Bauerngütchen erwerbe,
Ich sagte: das ist sehr wohl gedacht,
Und wünschte, er hätt's schon so weit gebracht.
Da hört' ich: er habe vom lieben Papa
Und eben so von der lieben Mama
Die allerschönsten Rittergüter. — —
Das nenn' ich doch originelle Gemüther.

107.

»Mich freuen die vielen Guten und Tücht'gen,
»Obgleich so Viele dazwischen helfen.
»Die Deutschen wissen zu bericht'gen,
»Aber sie verstehen nicht nachzuhelfen.«

Es freut mich, daß an der gemeinsamen Aufgabe der Menschheit so viele ächte, gründliche und solide Arbeiter gefunden werden, wiewohl es auch nicht an Solchen fehlt, die als Handlanger und Lückenbüßer das Ihrige thun, im Kleinen nachhelfen, Einzelnes berichtigen müssen.

Mangelhaftes und Unrichtiges findet sich an jedem Menschenwerke, wenn auch der Kern ächt und tüchtig ist. Unrichtiges zu berichtigen, darauf verstehen sich die Deutschen: aber um wirklich zu helfen, dazu gehört mehr, nämlich das Tüchtige zu fördern. Jenes ist die negative Seite, dieses ist aber die positive Wahrheit.

»Worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt?« Und wie kann es gefördert werden, wenn es nicht erkannt wird *)? Es ist aber wieder nicht genug, daß es theoretisch erkannt werde, sondern das Weitere ist, daß es praktisch gefördert werde. In der Theorie sind die Deutschen geschickter, als in der Praxis.

---

*) Eckermann's Gespr. m. G. II. 325.

108.

108.

»Du kommst nicht in's Ideen-Land!
»So bin ich doch am Ufer bekannt.
»Wer die Inseln nicht zu erobern glaubt,
»Dem ist Ankerwerfen doch wohl erlaubt.«

Es ist mir oft vorgeworfen worden, daß ich mich nicht zur Idee zu erheben wüßte. Und die Leute haben nicht Unrecht: darum halte ich mich an das Festland der Realität, an den sichern Boden der Erfahrung. Kann ich nicht in das Innerste, so bin ich doch am Ufer nicht unbekannt.

Wer die Insel mitten im Weltmeere nicht in Besitz zu nehmen sich getraut, dem muß es doch unverwehrt seyn, sein Anker auszuwerfen, um ein sicheres Plätzchen zu gewinnen: er darf sich doch an den Ufern und Küsten, an den äußersten Gränzen der Peripherie herumbewegen, Hafen und Schutz suchen, Anker lichten und einziehen, weil er einmal nicht bis in die innerste Mitte kommen kann.

Wie könnte auch Einer in's Ideenland kommen, ohne bei den einzelnen, realen Erscheinungen den Anfang zu machen? Die Wirklichkeit verstehen, heißt eben die Idee in der Wirklichkeit finden.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu fassen,
O! so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.

109.

»Meine Dichtergluth war sehr gering,
»So lang' ich dem Guten entgegenging;
»Dagegen brannte sie lichterloh,
»Wenn ich vor drohendem Uebel floh.

Gutes thun ist wohl gut, aber Böses meiden ist schwerer. Die letzte Bitte ist: Erlöse uns vom Uebel. Das erfordert viel Gebet und Kraft von Oben. Die allgemeine Idee des Guten hat meinen poetischen Muth lau gelassen: aber der Gegensatz des Guten, nämlich das Böse, die Furcht und Flucht vor drohendem Uebel haben mich warm gemacht und in Harnisch gebracht.

Das drohende Uebel ist die Folie des Guten: das Böse, das noch nicht ist, aber seyn könnte, ist die Bedingung der Freiheit, es entzündet zum Guten. Aber auch an der Realität des Bösen flammt das damit unterdrückte Gute von Neuem mit siegreicher Kraft auf. Vergl. Nr. 165.

110.

»Zart Gedicht, wie Regenbogen,
»Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
»Darum behagt dem Dichtergenie
»Das Element der Melancholie.«

Das Dunkel ist die Folie des Lichts, Trübe der Leib hellglänzender Farbe, Wolke der Boden zarter Iris-Pracht: ein schweres Herz das Element siegreicher Poesie. Die Seele bedarf eines Leibes, den sie durchdringt und hell macht.

Grau und trüb und immer trüber
Kommt ein Wetter angezogen; —
Blitz und Donner sind vorüber,
Euch erquickt ein Regenbogen.

*

Wilde Stürme, Kriegeswogen
Ras'ten über Hain und Dach;
Ewig hoch und allgemach
Stellt sich her der bunte Bogen.

*

Frohe Zeichen zu gewahren
Wird der Erdkreis nimmer müde,
Schon seit vielen tausend Jahren
Spricht der Himmelsbogen: Friede!

*

Aus des Regens düstrer Trübe
Glänzt das Bild, das immer neue;
Aus den Thränen zarter Liebe
Spiegelt sich der Engel Treue.

111.

»Kaum hatt' ich mich in die Welt gespielt,
»Und fing an aufzutauchen,
»Als man mich schon so vornehm hielt,
»Mich zu mißbrauchen.«

Kaum hatte ich mich in das Leben mit Anderen, in die Welt hinaus gewagt, kaum hatte ich mein Inneres auszusprechen versucht: ich hatte eben erst angefangen, emporzutauchen, um mich aus der allgemeinen Masse etwas zu erheben; da werde ich gleich für so hoch gehalten, daß man mich herunter zu ziehen, der Masse gleich zu stellen, und nach dem niedrigsten Maaßstabe zu messen versucht. Was ich tief innerlich herausgeboren, wird zum oberflächlichsten Tagesgeschwätz verbraucht, jeder aufsteigende Gedanke zur Prosa verflacht, und zart Gedicht mit unfeinen Händen betastet.

112.

»Wer dem Publikum dient, ist ein armes Thier;
»Er quält sich ab, niemand bedankt sich dafür.«

Darum ist es ein schwerer Beruf, im Dienste des Publikums zu stehen. Wer zu solcher öffentlichen allgemeinen Wirksamkeit bestimmt ist, der ist nicht zu beneiden. Er hat viele Mühe und Arbeit, aber keinen Dank dafür. Denn wer würdigt sein Verdienst, wer versteht seine Leistung? Dazu gehört Zeit.

Wer's Allen recht machen wollte, der müßte früh aufstehen, oder gar nicht zu Bette gehen.

113.

»Gleich zu seyn unter Gleichen,
»Das läßt sich schwer erreichen;
»Du müßtest ohne Verdrießen,
»Wie der Schlechteste zu seyn dich entschließen.«

Die allgemeine Gleichheit ist eine eben so harte, als unsinnige Zumuthung: sie ist auch nicht ausführbar. Die Niedrigen und Mittelmäßigen können ihre Gränzen nicht überspringen, um sich zu den höheren Lebenskreisen zu erheben: eben so wenig ist im moralischen Gebiete zu erwarten, daß die Schlechtesten alle zu den Besten sich erheben. Um die allgemeine Gleichheit zu realisiren, bliebe also nichts übrig, als daß die Besten sich entschließen müßten, es den Schlechtesten gleich zu thun.

Hudel findet Lumpen. Hut'sch find't sein Hätsch. Soll darum Alles Lump und Hudel werden?

114.

»Man kann nicht immer zusammenstehn,
»Am wenigsten mit großen Haufen.
»Seine Freunde die läßt man gehn,
»Die Menge läßt man laufen.«

Die Entwickelung der Menschen geht einmal nicht so vor sich, daß alle Menschen gleichen Schritt halten. Der Marsch der Menschen ist keine Militair-Parade. Etliche gehen immer weit voran: die Vordersten können nie in großen Haufen zusammenbleiben, höchstens mögen Etliche bei einander halten. Müssen sie doch oft selbst ihre liebsten Freunde hinter sich zurück und die Menge vorerst sich selbst und einer höhern Führung überlassen.

Nicht Jeder wandelt nur gemeine Stege:
Du siehst, die Spinnen bauen luft'ge Wege.

115.

»Du magst an dir das Falsche nähren,
»Allein wir lassen uns nicht stören;
»Du kannst uns loben, kannst uns schelten,
»Wir lassen es nicht für das Rechte gelten.«

Was an uns ächt und gut ist, das ist auch der Keim der Entwickelung zu fernerem Guten: was an uns unächt und unrichtig ist, das hemmt und stört die Entwickelung. Willst du an dir das Falsche nähren, wir können dir nichts wehren, doch uns darfst du nicht stören. So lange sich dein Urtheil über uns nach solchem falschen Maaßstabe bestimmt, so lange ist dein Lob, wie dein Tadel falsch: er kann uns nur hemmen. Denn du lobst, was nicht zu loben ist, und tadelst, was nicht zu tadeln ist.

116.

»Man soll sich nicht mit Spöttern befassen;
»Wer will sich für 'nen Narren halten lassen!
»Darüber muß man sich aber zerreißen,
»Daß man Narren nicht darf Narren heißen.«

Etwas anderes ist es: einen Andern zum Narren haben; ein anderes: einen Narren Narr nennen. Jenes ist Spott, und Spott ist unwürdig und unleidlich. Dieses ist Wahrheit, und es thut uns oft weh, daß wir nicht die Wahrheit sagen sollen. Schimpfen sollten wir uns freilich nicht einander, aber strafen sollten wir einander. Es ist nicht fein zu weilen, wo die Spötter sitzen: wohl dem, der nicht sitzet im Rath der Gottlosen: aber die Narren zu strafen, ziemt sich; und doch wird's übel genommen.

117.

»Christkindlein trägt die Sünden der Welt,
»Sanct Christoph das Kind über Wasser hält.
»Sie haben es beid' uns angethan,
»Es geht mit uns von vornen an.«

Christus ist das Lamm, welches der Welt Sünde trägt, und Christophorus trägt wieder Christum. Dadurch wird die Last St. Christoph's verdoppelt, er unterliegt schier; aber dadurch wird sie auch erleichtert und gehoben, Christoph siegt, denn den er trägt, der trägt zwar die ganze schwere Sündenlast der Welt, aber er tilgt sie auch. Diese Geschichte von Christo und Christophoro erneuert sich an einem jeden Menschen. Jeder Mensch hat außer seiner Sünde auch des andern Last zu tragen, und dazu kommt nun noch das Joch und die Last und das Kreuz Christi; aber dieses hinzukommende Joch ist sanft und die Last ist leicht und das Kreuz — erhöhet.

So führt uns Gott in Christo dadurch, daß er uns liebt, in das Reich der Liebe ein, daß wir wieder lieben.

118.

»Epheu und ein zärtlich Gemüth
»Heftet sich an und grünt und blüht.
»Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
»Es muß verdorren, es muß verschwinden.«

Die Liebe bedarf wesentlich noch eines Andern, als ihr Subjekt ist. Die Liebe Gottes besteht darin, daß Gott in sich zeugt und außer sich schafft: ihr Werk ist von Ewigkeit die Trinität, in der Zeit die Schöpfung. Die Liebe des Menschen besteht dagegen in Epheu, nämlich darin, daß sie — sich anlehnt und anheftet. Ohne Stamm oder Mauer muß Epheu verkommen.

So gehet die Liebe von Gott aus durch die Menschenwelt bis in die — Natur. Epheu ist ihr lieblich Sinnbild. Wie Epheu verkommt, wenn es des Gegenstandes und der Stütze entbehrt, sich anzuranken, so kann auch ein Menschenherz ohne Liebe, und wieder Liebe ohne Gegenstand und Stütze nicht gedeihen.

119.

»Zierlich Denken und süß Erinnern
»Ist das Leben im tiefsten Innern.«

Prinzip und Gipfel, tiefster Grund und höchste Spitze des Lebens ist — das Denken: das Denken ist eben sowohl Poesie, indem es das Innere äußert und zur Gestalt bestimmt, als Liebe, indem es das Aeußere in sich aufnimmt, annimmt, angenehm macht, verinnert.

Liebe ist der Zug des Subjekts zum Objekte, und mithin die Bedingung alles Denkens und Erkennens, welches die Gemeinschaft des Subjekts mit dem Objekte zur Voraussetzung hat *).

---

*) Unterhaltungen auf einer Reise von und nach Naumburg. Leipzig, 1828. S. 56.

120.

»Ich träumt' und liebte sonnenklar;
»Daß ich lebte, ward ich gewahr.«

An der Liebe merken wir, daß wir leben. Durch die Liebe kommt der Traum des Lebens zu seiner Wahrheit und Wirklichkeit. Wenn er zu lieben anfängt, da erwacht der Mensch aus seinem Traume.

Liebe ist der Puls des Lebens, die Energie des Bewußtseyns, das Licht in der anfänglichen Nacht des Traums.

121.

»Wer Recht will thun, immer und mit Lust,
»Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust.«

Lust und Liebe zu einem Dinge macht alle Müh' und Arbeit geringe: Liebe weckt Lust, und Lust verklärt die Arbeit zur Freude. Durch Liebe und Lust wird die Arbeit das Element des Daseyns. Ohne Liebe gedeiht kein Werk: keine Handlung ist gut, wenn sie nicht aus der Liebe kommt.

Liebe ist die wesentliche Bedingung aller guten Werke.

122.

»Wann magst du dich am liebsten bücken?
»Dem Liebchen Frühlingsblume zu pflücken.«

Beispiele erläutern. Seinem Liebchen zu dienen, wird Keinem schwer. Wer bückt sich nicht gern, wenn es gilt, der Liebsten Frühlingsblümchen zu pflücken? Die Liebe weiß nichts von saurer Mühe.

Liebe ist der Hebel alles freudigen Thuns.

123.

»Doch das ist gar kein groß Verdienst,
»Denn Liebe bleibt der höchste Gewinnst.«

Die guten Werke kommen aus der Liebe: darum werden sie so leicht: aber eben deshalb sind sie auch kein Verdienst. Liebe ist ihre Quelle, Liebe ihr Lohn. Der Lohn ist aber kein Lohn für Mühe, sondern Gewinnst. Seligkeit ist Liebe.

Beatitudo non est praemium virtutis, sed ipsa virtus.

124.

»Die Zeit sie mäht so Rosen als Dornen,
»Aber das treibt immer wieder von vornen.«

Es wird der Zeit Schuld gegeben, daß sie flüchtig vorüber eile. Aber diese Beschuldigung ist nicht gegründet. Die Zeit bewegt sich zwar immerhin, aber sie bleibt auch und entflieht uns nicht.

Man sagt: die Zeit ist schnell. Wer hat sie sehen fliegen?
Sie bleibet unverrückt im Weltbegriffe liegen.

So wird auch der Zeit Schuld gegeben, daß sie Alles, was in ihren Schooß falle, hinwegraffe und in den Abgrund der Vergangenheit verschlinge. Auch diese Anklage der Zeit ist nicht gegründet. Die Zeit zwar ist eine Schnitterin, welche für die Menschen, denen sie bestellt ist, die Gaben und Saaten jeden Tages, Freuden und Leiden, Rosen und Dornen mähet. Aber damit ist schon gesagt, daß sie die Früchte nicht vernichtet, sondern mähet, einerntet, und verwahrlich einscheuert. Das Vergangene ist nicht verloren.

So wird auch die Saat der Freuden und Leiden des Lebens zur Ernte gebracht, und dient wieder — zum Säen und zum Ernten.

125.

»Genieße, was der Schmerz dir hinterließ!
»Ist Noth vorüber, sind die Nöthe süß.«

Vor allem merke auf die Ernte, welche die Saat der Leiden hinterläßt, verachte nicht die unscheinbare Hinterlassenschaft, welche dir der Schmerz zum Andenken bei seinem Abschiede widmet. Nicht bloß Freuden laden zum Genusse, sondern auch Leiden, jene als gegenwärtig, diese als überstanden. Darum genieße, was dir der Schmerz Heilsames hinterläßt. Ist die Noth überstanden, so sind ihre Früchte süß für Alle, die diese Kost zu genießen wissen.

Im Athemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

G. W. V. 9.

126.

»Glückselig ist, wer Liebe rein genießt,
»Weil doch zuletzt das Grab so Lieb' als Haß verschließt.«

Das Grab ist das Depositalgewölbe alles dessen, was wir im Leben sammeln. Was der Mensch, weil er lebt, an Liebe oder Haß pflegt, das wird ihm nachfolgen. Darum ist der Mensch glückselig zu preisen, wenn er der Liebe sich ganz hingiebt, ohne sich das theuere Gut zu verkümmern, zu verleiden, zu verunreinigen. Ihm folgt die Liebe noch in's Grab. —

Genieße, was die Liebe im Leben dir bietet, denn wenn der Tod kommt, dann — ist es aus. Aber verstehe wohl, was das heißt. Mit dem Tode ist es aus, d. h. was du bis dahin gelebt hast, das geht mit dir in's Grab, und wird im Grabe mit dir eingeschlossen: was du aber an Liebe versäumt hast, das ist dir nun im tiefen Grabe verschlossen.

127.

»Viele Lieb' hab' ich erlebet,
»Wenn ich liebelos gestrebet;
»Und Verdrießliches erworben,
»Wenn ich fast für Lieb' gestorben.
»So du es zusammengezogen,
»Bleibet Saldo dir gewogen.«

Oft habe ich viele Liebe erfahren, wo ich keine Liebe im Herzen, also auch keine verdient hatte. Oft ist mir Mißliebiges widerfahren, wo ich vor Liebe hätte zerschmelzen mögen. Wenn du die Bilanze gezogen hast, so wirst du gefunden haben, daß dir ein Guthaben in Saldo geblieben ist. Ja, Freund, ich bin dein Schuldner geblieben: ich habe von Anderen mehr Liebe empfangen, als empfunden und erwiesen: das Saldo bleibt meinem Nächsten geneigt.

»Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.«

»Begegnet uns Jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir Jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken *).«

*) G. W. XVII. S. 239.

128.

»Thut dir Jemand was zu Lieb',
»Nur geschwinde, gieb nur, gieb.
»Wenige getrost erwarten
»Dankesblume, aus stillem Garten.«

Die Dankbarkeit gleicht einem Saamenkorne, welches oft lange in guter Gartenerde still und geborgen ruht, bis es desto kräftiger aufgeht, und Blumen und Früchte darreicht. Und wie der Dank in der Stille des Herzens seinen Anfang nimmt, so bringt er auch oft nur insgeheim und unvermerkt seine Früchte, ohne daß es der Gönner merkt, dem es gilt. Aber es sind nur wenige, die an diese Art der Dankbarkeit glauben: die Meisten haben nicht so viel Vertrauen. Darum, wenn dir Jemand eine Liebe erweiset, säume nicht, alsbald zu danken und zu vergelten. Sonst giltst du für undankbar; wie warm auch dein Herz dem Wohlthäter entgegenschlage, er hört's nicht.

129.

»Doppelt giebt wer gleich giebt,
»Hundertfach der gleich giebt,
»Was man wünscht und liebt.«

Es ist ein altes Sprichwort: Wer heute gleich statt morgen giebt, giebt doppelt, weil er nicht verschiebt. Der Gewinn an der Zeit verdoppelt die Gabe. Wird nun gar zu rechter Zeit die rechte Gabe und Hülfe gereicht, im erwünschten Augenblicke erwünschtes Gut bescheert, wird nicht bloß dem Hungrigen zu rechter Mittagszeit der Tisch gedeckt, sondern auch Speise und Trank nach seinen Lieblingswünschen gespendet, so ist — die Gabe nicht mehr zwiefach, — sondern hundertfach. —

Gieb bald, so wird das Geben alt.
Wer giebt, der liebt.

130.

»»Warum zauderst du so mit deinen Schritten?«
»Nur ungern mag ich ruhn,
»Will ich aber was Gutes thun,
»Muß ich erst um Erlaubniß bitten.«

Es ist eigentlich nicht meine Art, daß ich mich so zaudernd und langsam verhalte, und statt zu gehen und zu laufen in der Ruhe bleibe. Aber die Konvenienz hat mich irre und zaghaft gemacht. Es ist Ton, daß man um Erlaubniß und Entschuldigung bitten muß, wenn man was Gutes thun will. Wer einem Liebes und Gutes thun will, muß ihn erst um Verzeihung bitten. — Es gehört zum Rechte der bösen Welt, daß einer um Entschuldigung bitten muß, wenn er sich eine Ausnahme erlauben will. —

131.

»Was willst du lange vigiliren,
»Dich mit der Welt herum vexiren,
»Nur Heiterkeit und grader Sinn
»Verschafft dir endlichen Gewinn.«

Frisch gewagt ist halb gewonnen! Viel Besinnen hilft nicht viel. Der Welt ist es doch nicht recht zu machen, und mit der Konvenienz ist nicht fertig zu werden. Darum geh' nur unverzagt mit frischem, starkem Muthe und geradem Sinne die gerade Straße. Ehrlich währt am längsten.

Geradezu giebt gute Renner. Geradezu, das hält den Stich. —

132.

»Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
»Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.«

Die Gerechtigkeit für sich allein zeigt Demjenigen, der sich's in der Welt am sauersten werden läßt, den reichsten Ernte-Kranz: aber die schönste Sieges-Palme reicht Charis dem Ritter, dem es am leichtesten, und alle Mühe zu Lust und Freude geworden ist *).

---

*) Unterhaltungen auf einer Reise von und nach Naumburg. Leipzig, 1828. S. 48.

133.

»Gleich ist alles versöhnt,
»Wer redlich ficht, wird gekrönt.«

Zwischen der sauern Arbeit im Schweiß des Angesichts und dem heiter süßen Liebeswerke, zwischen der Gerechtigkeit, die jener, und der Charis, die diesem den Lohn beut, scheint ein Widerspruch statt zu finden. Aber der Widerspruch ist auch sogleich gelöset und versöhnt: ob Gehorsam oder Liebe, Treue oder Freude überwiegend sei, so nur Einer redlich kämpft, so winket ihm seine Krone.

134.

»Du wirkest nicht, alles bleibt so stumpf.
»Sei guter Dinge!
»Der Stein im Sumpf
»Macht keine Ringe.«

Die Thätigkeit und Wirksamkeit eines Menschen darf nicht immer nach ihren sichtbaren Wirkungen beurtheilt werden. An Ohren, die nicht hören, verhallt jedes Wort: was hilft die Erscheinung vor Augen, die nicht sehen! Auch die kräftigste Thätigkeit des Geistes kann an stumpfer, träger Unempfänglichkeit zu Schanden werden. In Moor und Sumpf kann der eintauchende Stein keinen Ring bilden, während er im klaren, beweglichen Wasser seine Wirkung in tausend Ringen kund giebt.

135.

»In des Weinstocks herrliche Gaben
»Gießt ihr mir schlechtes Gewässer!
»Ich soll immer Unrecht haben,
»Und weiß es besser.«

Ihr verdünnt und verwässert mir immer den besten, reinsten Wein; und wenn ich darüber klage, so wollt ihr mir nicht einmal Recht geben, aber ihr täuscht mich nicht. Wem auch der Geist seine schönsten, besten Gaben bescheert, immer behält er Unrecht gegen seine Ausleger, denn sie versetzen den Wein mit schlechtem Wasser, weil er ihnen zu stark ist, aber sie merken's selbst nicht, und meinen, ächten Wein zu trinken. Der Weinkenner weiß es wohl besser, aber sie glauben ihm nicht: sie verfälschen ihm seinen guten Wein, und — tadeln ihn dann. Der Tadel trifft aber nicht meinen Wein, sondern ihre Verfälschung.

136.

»Was ich mir gefallen lasse?
»Zuschlagen muß die Masse,
»Dann ist sie respektabel,
»Urtheilen gelingt ihr miserabel.«

Ein Volk kann allenfalls rebelliren, aber nicht regieren: die Masse kann zuschlagen, denn dazu gehören Fäuste, aber auf das Urtheilen versteht sie sich nicht, denn dazu gehört Ein Haupt.

»Die öffentliche Stimme verdient eben so geachtet, als verachtet zu werden, dieses als öffentliche Meinung und subjektives Räsonnement, jenes als substantielle Thatsache, als objektive Grundlage des Gedankens.« Darum sagt das Sprichwort bald:

Volkes Stimme, Gottes Stimme:

bald:

Viele Köpfe, viele Sinne:
Viele Köpfe gehen nicht unter Einen Hut:
Viele Köche versalzen den Brei:
Der Kopf ist stärker, denn die Hände:
Es ist nicht gut, wenn Viele regieren,
Das Steuer soll nur Einer führen *).
Herr Omnes hat noch niemals wohl regiert.

---

*) Vergl. Hegel's Werke. VIII. (Philosophie des Rechts) §. 317. 318. S. 409 ff.

137.

»Es ist sehr schwer oft, zu ergründen,
»Warum wir das angefangen;
»Wir müssen oft Belohnung finden,
»Daß es uns schlecht ergangen.«

Der Menge gelingt nichts so schlecht, als Urtheilen. Das Urtheilen wird aber auch dem Einzelnen schwer: hinterdrein findet sich wohl das Urtheil, aber desto schwerer ist es, allen unseren Unternehmungen das Urtheil vorausgehen zu lassen. Wer kann sich Rechenschaft geben von allen seinen Unternehmungen? wir wissen oft kaum den Anfang, und noch weniger, warum wir Eins und das Andere angefangen haben. Oft genug spricht erst der Erfolg das Urtheil: die Erfahrung wird zur Reflexion, indem sie sich in das Urtheil reflektirt. Oft besteht daher unsere Belohnung darin, daß es uns schlecht ergangen: die Leiden sind eine heilsame Lektion. Durch Schaden wird man klug: Lehrgeld muß Jeder zahlen.

138.

»Seh' ich an Andern große Eigenschaften,
»Und wollen die an mir auch haften,
»So werd' ich sie in Liebe pflegen,
»Geht's nicht, so thu' ich was anders dagegen.«

Wenn ich an Anderen schöne Gaben, bedeutende Vorzüge entdecke, so suche ich nach, ob etwa auch an mir ein solcher Schatz zu heben sei: wenn ich die Ader dazu finde, die Anlagen erkenne, nun so werde ich sie in Liebe und mit Fleiß pflegen. Wenn mir aber die Anlage fehlt, oder die Pflege nicht gedeiht, so weiß ich, daß ich nicht auf meinem Felde bin: da geh' ich denn weiter, um meinen Beruf zu treffen.

139.

»Ich, Egoist! — wenn ich's nicht besser wüßte!
»Der Neid, das ist der Egoiste;
»Und was ich auch für Wege geloffen,
»Auf'm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen.«

Man beschuldigt mich des Egoismus! ich muß es aber doch am besten wissen, wo mich der Schuh drückt. Der eigentliche Egoismus ist der Neid, der allein gelten will, der sich alles, den Anderen nichts Gutes gönnt. Solche Mißgunst ist mir fremd; was ich auch gefehlt, wie ich mich auch verirrt, zum Neide habe ich mich doch nicht verlaufen. Ich will wohl gelten, aber auch Andere gelten lassen: ich will freilich leben, aber auch Andere leben lassen. Ich habe es auch ganz gerne, und freue mich dankbar, wenn mich die liebe Gottessonne bescheint und wärmt: in so fern bin ich freilich ein Egoist: aber ich freue mich auch der Strahlen, die mich nicht treffen, sondern Anderen zu Gute kommen: ich stoße Niemand aus der Sonne. Aber Neidhart kann's nicht leiden, daß die Sonne in's Wasser scheint.

Sie schelten einander Egoisten;
Will Jeder doch nur sein Leben fristen!
Wenn der und der ein Egoist,
So denke, daß du es selber bist.
Du willst nach deiner Art bestehn,
Mußt selbst auf deinen Nutzen sehn.
Dann werdet ihr das Geheimniß besitzen,
Euch sämmtlich unter einander zu nützen;
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der Andern schadet, um etwas zu seyn.

G. W. III. 295.

140.

»Nicht über Zeit- noch Landsgenossen
»Mußt du dich beklagen;
»Nachbarn werden ganz andere Possen,
»Und auch Künftige über dich sagen.«

Du beschwerst dich über Mißverständnisse bei deinen Zeitgenossen, bei deinen Landsleuten? Klage nicht. Das sind Kleinigkeiten, gegen die Mißverständnisse, die du von Ausländern, von der Nachwelt noch zu erwarten hast. Wenn einen die Nächsten nicht verstehen am grünen Holze, was soll es künftig in der Fremde werden am dürren Holze?

141.

»Im Vaterlande
»Schreibe was dir gefällt;
»Da sind Liebesbande,
»Da ist deine Welt.«

Das Vaterland ist das Land deiner Liebe. Hier ist Rhodos, hier tanze: Hier bist du zu Hause: zu Hause hast du deine Freiheit nach deinem Gefallen. Wo du liebest und geliebt wirst, da ist deine Welt. Darum bleibe im Lande, und nähre dich redlich. Das Sprichwort sagt zwar auch dieses, daß der Prophet nirgends weniger gilt, als in seiner Geburtsstätte. Das kommt aber daher, daß das Vaterland des Propheten — die Welt, und die Welt sein Haus ist.

142.

»Draußen zu wenig oder zu viel,
»Zu Hause nur ist Maaß und Ziel.«

Zu Hause hat Einer Freiheit, wie er will; und doch findet er eben in dieser Freiheit das Gesetz, welches seinem Wesen eignet, und die Gränze, die von Innen herauskommt. Darum kommt es, daß der Mensch, wenn er sich außerhalb seines eigensten Wesens und Berufs bewegt, niemals die Gränze findet, und bald zu viel, bald zu wenig thut, bald zu weit geht, bald zu eng wird: und wenn er dagegen zu Hause ist und seiner individuellen Bestimmung folgt, da wird es ihm nicht schwer, Maaß und Ziel zu halten, denn es ist seiner Bestimmung immanent: die wahre Gränze kommt nicht von Außen, das wirkliche Gesetz ist weder subjektiv noch objektiv, sondern beides.

143.

»Warum werden die Dichter beneidet?
»Weil Unart sie zuweilen kleidet,
»Und in der Welt ist's große Pein,
»Daß wir nicht dürfen unartig seyn.«

In der Welt gilt freilich manches für Unart, was in der Art liegt und in's Haus gehört: darum verweiset dich auch die fremde Welt damit nach Hause. Nur der Dichter hat das Vorrecht, daß ihm Unarten verziehen werden, weil sie ihn kleiden. Alle Andere müssen sich geniren, wenn es ihnen auch sauer ankommt.

144.

»So kommt denn auch das Dichtergenie
»Durch die Welt, und weiß nicht wie.
»Guten Vortheil bringt ein heitrer Sinn;
»Andern zerstört Verlust den Gewinn.«

Das Privilegium des Dichters, unartig seyn zu dürfen, hilft ihm durch die Welt. Wie Hans durch seine Dummheit fortkommt, so hilft sich der Poet durch sein Genie durch; es weiß aber Keiner, wie er durchkommt: das Genie ist auch eine Art Dummheit, denn es weiß selbst nicht, wie es mit sich fortkommt. Ein heiterer, gerader Sinn bringt ohne vieles Nachsinnen guten Vortheil: wer alles berechnet und überlegt, muß seinen Gewinn immer wieder durch Verlust zerstört sehen.

145.

»»Immer denk' ich: mein Wunsch ist erreicht,
»»Und gleich geht's wieder anders her!«
»Zerstückle das Leben, du machst dir's leicht;
»Vereinige es, und du machst dir's schwer.«

Das Leben besteht aus vielen Stationen; jede Station ist eine Stufe, die weiter führt, aber auch ein Ziel, das erreicht ist. Es gehört zur Lebensweisheit, daß du auf jeder Station deines Lebensweges ein erreichtes Ziel feierst. Wenn du die Stationen nur als Stufen zur weitern Reise, nur als Mittel zu weitern Zwecken durchstürmst, so wirst du dich bald außer Athem laufen. Es ist zwar nirgends eine bleibende Statt, aber die Nomaden müssen doch auch Hütten bauen, um auszuruhen und zu feiern. Darum nütze und genieße das Leben nach allen seinen einzelnen Stücken und Stationen, als eben so viel Selbstzwecken, Kindheit, Jugend, Mitte und Ende: da hast du was davon. Wenn du alles mit einander verbinden und vermischen willst, so machst du dir's sauer und hast keinen Gewinn davon.

Ein erreichter Wunsch ist freilich noch nicht das Ziel, aber doch eine Station. Zur Wanderschaft gehört, daß man auf jeder Station zu Hause ist. Vergl. Nr. 173.

146.

»»Bist du denn nicht auch zu Grunde gerichtet?
»»Von deinen Hoffnungen trifft nichts ein!«
»Die Hoffnung ist's, die sinnet und dichtet,
»Und da kann ich noch immer lustig seyn.«

Das Sprichwort sagt: Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Aber wie? wenn nun alle Hoffnungen zusammenbrechen, wenn ein Wunsch nach dem andern scheitert? — Auch damit wird die Hoffnung selbst nicht zu Grunde gerichtet: denn die Hoffnung nährt sich aus ihr selbst; sie erhält ihre Bestätigung nicht von Außen, sondern sie schöpft aus dem unerschöpflichen Born ihres Inhalts: sie — sinnt und dichtet: und darum kann ich auch unter allerlei Betrübniß fröhlich in Hoffnung seyn.

Nicht erreichte Wünsche führen auch zum Ziele. Es können alle Hoffnungen scheitern, nur die Hoffnung nicht.

Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren: das ist Eins. Mit Harren und Hoffen hat's Mancher getroffen: das ist das Andere. Hoffnung erhält, wenn Unglück fällt. In Hoffnung schweben macht süßes Leben.

Bau' Hoffnungs-Feld mit Gebet und Fleiß,
Sä' d'rein Geduld: trägt Ehrenpreis.

147.

147.

»Nicht alles ist an eins gebunden,
»Seid nur nicht mit euch selbst im Streit!
»Mit Liebe endigt man, was man erfunden;
»Was man gelernt, mit Sicherheit.«

Es geht nicht alles in Einer Richtung: verschiedene Kräfte verfolgen auf verschiedenen Wegen verschiedene Zwecke. Das schadet auch nicht: bleibe du nur selbst mit dir Eins: verlasse du nur nicht um der andern Lebenswege willen deinen eigenen Lebensweg: was du unternimmst, das führe auch aus. Dazu gehört nichts, als Liebe und Treue. Was der Geist im Augenblicke erzeugt, das vollendet erst Liebe: was der Geist in der Schule des Lebens empfängt, das sichert Treue und Beharrlichkeit.

Das Erste ist, daß du dich für Eins bestimmst: das Zweite ist, daß du dieser Bestimmung mit Liebe treu bleibst bis zur Vollendung.

148.

»Wer uns am strengsten kritisirt?
»Ein Dilettant, der sich resignirt.«

Es ist leichter tadeln, als besser machen: darum tadeln am meisten und am strengsten diejenigen, die darauf Verzicht leisten, es besser zu machen. Zu dieser Verzichtleistung entschließen sich gewöhnlich die Dilettanten. Dilettanten sind Leute, die nicht auf ihren eigenen Wegen bleiben, sondern immer Anderen in den Weg laufen und in fremden Revieren sich herum bewegen, ohne etwas auszurichten. Darauf thun sie auch gewöhnlich Verzicht: desto leichter sind sie fertig, an Anderen zu mäkeln. Was ihnen selbst fehlt, das können sie auch an Anderen nicht erkennen: sie können's auch nicht leiden: sie kritisiren aus Verdruß. »In Froschpfuhl all' das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt.«

Euch, Präconen des Pfuschers, des Meisters Verkleinerer, wünscht' ich,
Mit ohnmächtiger Wuth stumm hier am Ufer zu sehn.
G. W. I. 407.

149.

»Durch Vernünfteln wird Poesie vertrieben.
»Aber sie mag das Vernünftige lieben.«

Wie Diejenigen, die nichts machen können, sich damit abgeben, Gemachtes zu bekritteln, so sind umgekehrt Diejenigen, die was machen können, nämlich die Poeten, von aller kritischen Reflexion weit entfernt. Das Machen ist positiv, das Kritteln ist negativ: beides verträgt sich nicht mit einander. Die kritische Reflexion ist eine Verstandes-Abstraktion, welche den Geist von sich selbst trennt und in seine Momente zerlegt: die Poesie kommt aber aus der Fülle des ungetheilten Geistes: sie wird durch Vernünfteln verkümmert und vertrieben: aber wie ihr alle Verkümmerung der Vernunft und deren Diminutivum zuwider ist, so ist ihr die Vernunft selbst in ihrer Integrität und Fülle gemäß.

Vernünfteln pflegt, Lebend'ges zu beschreiben,
Vorerst des Lebens Geist heraus zu treiben.
Dann hat es die Theile in seiner Hand:
Fehlt leider! nur das geistige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Vergl. G. W. XLVII. 253. 254.

150.

»»Wo ist der Lehrer, dem man glaubt?«
»Thu', was dir dein kleines Gemüth erlaubt.«

Wenn du fremder, anscheinlich fremder Lehre nicht trauen willst, so halte dich wenigstens an dein Gewissen: kannst du größern Lehrern noch nicht glauben, so folge dem kleinen Lehrer in dir, bis du weiter kommst, und das enge, kleine Herz öffnen lernst. Wenn du an den großen Gott nicht glauben kannst, ob er wohl um deinetwillen klein geworden ist, so mußt du dich einstweilen mit deinem kleinen Herzen begnügen, bis es dir darin zu eng und bang wird.

Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das kann ich dir sagen:
Glaube dem Leben; es lehrt besser als Redner und Buch.
G. W. I. 399.

Du weißt nur, was du innerlich selbst erfährst und erfuhrst; glaube den großen Erfahrungen, die dein kleines Gemüth treffen.

151.

»Glaubst dich zu kennen, wirst Gott nicht erkennen,
»Auch wohl das Schlechte göttlich nennen.«

Die Selbsterkenntniß ist eine trügliche Quelle der Gotteserkenntniß. Wenn du von dir auf Gott schließen, an dir Gott erkennen lernen willst, so kommst du in Gefahr, auch das Schlechte göttlich zu nennen.

Aber du müßtest dich auch erst selbst kennen, ehe du an dir Gott erkennen lernen könntest: und diese Selbsterkenntniß ist nicht so leicht, wie du meinst. Vielmehr lernt sich der Mensch erst kennen, wenn er Gott und Gottes Werk an ihm und anderen Menschen zum Bewußtseyn gebracht hat.

Wer Gott finden will, muß sich selbst verlieren.

152.

»Wer Gott ahnet, ist hoch zu halten,
»Denn er wird nie im Schlechten walten.«

Die Erkenntniß Gottes thut dem davon abhängigen Menschen so Noth, daß auch schon die Ahnung Gottes hoch zu halten ist. Wer Gott ahnet, fühlt, begehrt, dem wird geholfen: er wird nicht im Schlechten untergehen. Das ist es, was der Prolog im Himmel dem Mephistopheles voraussagt:

Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein Gottes-Mensch, in seinem dunkeln Drange
Wird sich des rechten Lebens doch bewußt.

Das Sprichwort sagt: Gottesfurcht sündigt nicht. Und Todes Gedächtniß sündigt auch nicht.

153.

»Macht's einander nur nicht sauer,
»Hier sind wir gleich, Baron und Bauer.«

Wir sind auf ein Gebiet gekommen, auf das Gebiet der Religion, wo alle Menschen sich gleich stehen, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Mündige und Unmündige, Gelehrte und Ungelehrte; denn Gott sieht die Person nicht an. Ja wir müssen Alle gering, arm, unmündig und ungelehrt werden, um von Gott gelehrt zu werden. Alle vereint Ein Beruf, Eine Sünde, Eine Gnade, Ein Glaube, Ein Gott, Ein Heiland: sind wir nun so verschwistert, so trag' auch Einer des Andern Last. Wie können sich leibliche Geschwister den gemeinsamen Weg erschweren, und die Mühen der Pilgerschaft noch saurer machen! Die Menschen erschweren sich leider selbst das Leben, das sie sich gegenseitig erleichtern könnten und sollten.

»Bauern sind auch Leute,« und vor Gott dem Vornehmsten gleich. — Adam's Kinder sind Adam gleich.

So sind sich auch alle Menschen in der höchsten Beziehung gleich, aber in allen äußeren Beziehungen ungleich. Der Bauer fragt:

Als Adam grub und Eva spann,
Wo war denn da der Edelmann?

und der Kaiser antwortet:

Ich bin ein Mann, wie ein andrer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann.

Derselbige, vor dem wir gleich sind, macht auch alle unter sich ungleich.

154.

»Warum uns Gott so wohl gefällt?
»Weil er uns sich nie in den Weg stellt.«

Was ist es, das uns allen an Gott so wohl gefällt, und warum Er uns so wohl gefällt, in unserer Entfremdung wie in unserer Bekehrung? Es ist die Zulassung Gottes und seine Langmuth. In diesem Stücke sind alle Menschen mit Gott zufrieden. Er geht Jedem aus dem Wege, wenn's einer nicht besser haben will. Weil er uns zur Freiheit geschaffen hat, darum läßt er uns auch frei gewähren: er läßt auch den Mißbrauch der Freiheit zu, wiewohl wir damit das edle Gut schänden und verderben. Weil er uns zur Erlösung berufen hat, so giebt er uns auch Frist zur Annahme seiner Gnade: er übereilt uns nicht, und verziehet mit der Strafe. Diese Langmuth und Nachsicht ist es, die allen Sündern zu Statten kommt.

Er lässet uns gehen und hemmt uns nicht: aber er leitet uns dennoch unsichtbar und rettet uns aus den drohenden Gefahren, denen wir blind entgegenlaufen.

155.

»Wie wollten die Fischer sich nähren und retten,
»Wenn die Frösche sämmtlich Zähne hätten.«

Es wäre mit den Menschen schlecht bestellt, wenn alle auf ihren Wegen überall lauernden Gefahren — Zähne hätten. Wie wäre ihre Existenz und Erhaltung von Schritt zu Schritt gefährdet, wenn nicht Einer wäre, der wachte, und — die Sünder errettete, und den Zauberkreis ringsum gelagerter Uebel beschwören könnte! Durch Denselbigen erlangen die Menschen Schutz und Hülfe, daß sie sich nähren und retten. Er ist es, der an Jeden, wie an Lot, die Mahnung ergehen läßt: Errette deine Seele! Er ist es auch, der ihnen dazu verhilft, und bis dahin Nachsicht giebt. Er läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse.

Kleiner Elfen Geister-Größe
Eilet, wo sie helfen kann:
Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann.

156.

»Wie Kirschen und Beeren behagen,
»Mußt du Kinder und Sperlinge fragen.«

Unrecht Gut gedeiht nicht, weil du damit der Fürsorge Gottes vorgreifst: aber fremd Brod schmeckt gut, wenn es Gottes Gabe ist. Den Kindern und Sperlingen schmeckt und bekommt die süße, fremde Frucht, die sie naschen: Gott nährt sie damit. So offenbart sich überall die Güte und Langmuth des Herrn.

Darum sollt ihr auch nicht sorgen. Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? Es fällt auch kein Sperling vom Dache ohne Gottes Willen. Geht nur immer bei den Sperlingen in der Schule: die lassen sich's schmecken, ohne viel zu fragen.

Und den Kindern sind Engel zugesellt, die sie führen und beschirmen: diese Engel der Kinder sind bei Gott, als seine Diener, und sehen allezeit das Angesicht des Herrn. Werdet wie die Kinder.

Die Kinder sind die empfänglichsten Gefäße: ihre Receptivität muß sich auch der Mann erhalten: sie nehmen die Gabe, die ihnen zukommt, ohne viel zu grübeln, wie es mit der unsichtbaren Hand bewandt sei, von der die Gabe kommen mag. Sie küssen die Hand, ohne Unerforschliches erforschen zu wollen.

In diesem Sinne sagt ein Jünger des Dichters: »Schmeckt doch dem Kinde der Kuchen, ohne daß es vom Bäcker weiß,

und dem Sperling die Kirsche, ohne daß er daran denkt, wie sie gewachsen ist.« — Es ist nur hinzuzusetzen: der Mensch ist mehr als ein Sperling: und er soll als Kind neu geboren werden, um zum Mannesalter in Christo zu kommen.

Eckermann's Gespr. mit Göthe. II. S. 3. u. S. 297.

157.

»»Warum hat dich das schöne Kind verlassen?«
»Ich kann sie darum doch nicht hassen:
»Sie schien zu fürchten und zu fühlen,
»Ich werde das Prävenire spielen.«

Also sollen auch wir mit einander Nachsicht haben, und gegen einander Liebe üben: die Feinde lieben, und die uns fluchen segnen, und wohlthun denen, die uns hassen oder verlassen. Hält es doch Gott auch so mit uns: und wir haben es unter einander noch mehr Ursache: denn das Unrecht, womit dich dein Nächster verletzt, regt sich in jeder Brust: es regt sich schon, wenn du darum deinem Beleidiger übel willst: er hat auch vielleicht schon vorausgesehn, daß es sich in dir regt, und ist dir zuvor gekommen.

Darum, wenn sich ein Freund von dir lossagt, so lasse ihn nur, aber hasse ihn darum nicht. Gott macht es auch so mit uns. Die Trennung dauert nicht.

»Sage, warum dich die Menschen verlassen?«
Glaubet nicht, daß sie mich deshalb hassen;
Auch bei mir will sich die Lust verlieren,
Mit irgend jemand zu konversiren.

158.

»Glaube mir gar und ganz,
»Mädchen, laß deine Bein' in Ruh;
»Es gehört mehr zum Tanz,
»Als rothe Schuh.«

Glaube mir nur, was alle Erfahrung bestätigt: es gehört zu Allem, was der Mensch treibt und thut, noch mehr als seine Natur, es gehört dazu auch der Zusammenhang mit Allem, was außer und über dir ist, nämlich die Schule, daß du empfängst, annimmst, lernst, gehorchst, übst. So gehört auch zur Liebe mehr als die natürliche, und zum Wohlthun mehr als Thun, nämlich die innerste Gesinnung.

So gehört zu jeder Kunst außer dem Berufe dazu die Schule, und zur Praxis Theorie, wie zur Theorie Praxis. Nichts ist so widerwärtig, als die leere Aufspreizung subjektiver Originalität. — Zum Reiten gehört noch viel mehr, als zwo starke Lenden über ein Pferd schlagen. —

»Ich hielt mich stets von Meistern entfernt;
»Nachtreten wär' mir Schmach!
»Hab' alles von mir selbst gelernt.« —
Es ist auch darnach! —

Vergl. 10. 40. 81. 106.

Göthe's Werke I. H. I. S. 407.

159.

»Was ich nicht weiß,
»Macht mich nicht heiß.
»Und was ich weiß,
»Machte mich heiß,
»Wenn ich nicht wüßte,
»Wie's werden müßte.«

Was ich von der Gegenwart und Zukunft nicht verstehe, was ich in dem Räthsel der Natur- und Menschenwelt nicht begreife, das kann mich auch nicht kümmern, denn es ist für jetzt noch nicht mir beschieden. Was ich aber weiß, das freilich würde mich kümmern und ängstigen, denn es ist übel und böse, Streit und Leid, wenn ich nicht wüßte, daß am Ende doch das Gute siegt, und die Wahrheit bleibt, und mit ihr Friede und Freude zur Herrschaft gelangt. In so ferne weiß ich von der Zukunft im Allgemeinen mehr, als von der nächsten Gegenwart: diese bleibt mir zum größten Theil dunkel und undurchdringlich: wie jetzt alles ist, das weiß ich nicht: aber wie zuletzt alles werden wird, das weiß ich. Wir sehen überhaupt nie das Seyn eines Dinges stationiren, sondern nur dessen Bewegung, das Werden. Eigentlich sehen wir am Grase nicht das Gras, wie es ist, sondern wir sehen recht eigentlich das Gras wachsen, denn es wirkt erst durch seine Bewegung auf uns. Leben sehen wir, aber nicht den Tod, der nicht ist.

160.

»Oft, wenn dir jeder Trost entflieht,
»Mußt du im Stillen dich bequemen.
»Nur dann, wenn dir Gewalt geschieht,
»Wird die Menge an dir Antheil nehmen;
»Um's Unrecht, was dir widerfährt,
»Kein Mensch den Blick zur Seite kehrt.«

Wenn dir äußere Leiden zu Theil werden, oder schreiende Gewalt geschieht, so kannst du auf die lebhafte Theilnahme des Publikums rechnen. Widerführe dir aber ein Unrecht, das nicht schreit, oder eine empfindliche Kränkung ohne äußere Gewaltthätigkeit, so findet sich vielleicht nicht Einer, der einen einzigen Blick darnach umwendet. Treffen dich endlich gar schwere innere Leiden und Kämpfe, und die innersten Seelenleiden sind die schwersten, wenn es an Trost und Kraft gebricht, da gilt es stille zu seyn und in Beugung allein auszuhalten: da kommt dir kein Mensch zu Hülfe: da gilt es die Kelter allein zu treten. Du bist darum doch nicht allein. Das Sprichwort sagt: Niemand ist weniger allein, denn **allein.**

161.

»Was ärgerst du dich über fälschlich Erhobne!
»Wo gäb' es denn nicht Eingeschobne?«

Wer es nicht vertragen könnte, daß Unwürdigere ohne Grund über ihn erhoben werden, der müßte mit dem Weltlaufe noch wenig bekannt seyn, denn dieser zeigt überall und in allen Verhältnissen Eingeschobene. Darum mußt du dich bequemen, die Eingeschobenen zu dulden: am Ende ist Jeder eingeschoben, in so fern er immer einem Bessern den Platz nimmt: am Ende ist Keiner eingeschoben, weil Jeder auf seinen Platz gestellt ist, wenn du auch nicht weißt, warum, und über die wunderlich konträre Wahl dich baß verwunderst. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.

Willst du, mein Sohn, frei bleiben, so lerne was Rechtes, und halte
Dich genügsam, und nie blicke nach Oben hinauf.
G. W. I. 402.

162.

»Worauf Alles ankommt? Das ist sehr simpel!
Vater verfüge, eh's dein Gesinde spürt!
»Dahin und dorthin flattert ein Wimpel,
»Steuermann weiß, wohin euch der Wind führt.«

Das rechte Regiment, worauf alles ankommt, ist die Vorsehung, welche alle Wesen unsichtbar leitet und regiert, ohne daß es eins spürt. Jedes Wesen wandelt und handelt frei, und dennoch wird jedes geleitet, versorgt, bewacht, beschirmt. 'An diesem göttlichen Regimente, dem ein Jeder, wie Wilhelm Meister mit seiner Gesellschaft, unterworfen ist, — wo nicht ohne es zu wissen, doch ohne es zu spüren, — an diesem göttlichen Regimente, welches alle durch einander greifende Streitkräfte zu harmonischer Ordnung hindurchführt, kann auch Jeder für sein eigenes Regiment oder Hauswesen mancherlei lernen. Das Gesinde ist am besten regiert, wenn es das Regiment nicht spürt: die Wimpel flattern lustig und frei durch einander: die Luft treibt ihr Spiel kreuz und queer: Steuermann weiß doch, wohin der Wind führt.

163.

»Eigenheiten, die werden schon haften;
»Cultivire deine Eigenschaften.«

Es ist dir vielleicht oft gesagt worden, daß du deine Eigenheiten ablegen sollst. Aber das ist grausam: das könnte ich dir nicht zumuthen: ich rathe zum Gegentheil: Behalte sie immerhin, sie gehören zu deiner Individualität, aber setze nun auch diese natürlichen Anlagen in Bewegung, daß sie geläutert und kultivirt, beschnitten und bearbeitet, gestärkt und geheiligt werden. So werden aus Eigenheiten Eigenschaften. Die Eigenheiten sind nicht gelitten, weil sie noch roh und natürlich sind: aber die Eigenschaften stehen überall im Kredit: sie bestimmen deine Stellung in der Weltordnung und dein Verhältniß zu anderen Menschen.

»Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen?«

»Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden *).«

*) G. W. XVII. 260.

164.

»Viel Gewohnheiten darfst du haben,
»Aber keine Gewohnheit!
»Dieß Wort unter des Dichters Gaben
»Halte nicht für Thorheit.«

Gewohnheiten sind dir unverwehrt: wenn es ihrer auch viele wären; aber lasse sie nicht zur Gewohnheit werden. Gewohnheiten schaden nicht, wenn ihrer mehrere sind: aber hüte dich vor der Gewohnheit. Die Gewohnheiten hast du: aber die Gewohnheit hat dich. Die Gewohnheiten haften nur an dir, aber die Gewohnheit nimmt sich's heraus, in dir zu wohnen. Die Gewohnheiten müssen sich dir fügen, aber die Gewohnheit wird dein Herr, als wäre sie dein eigenstes Wesen: du wirst von ihr abhängig, während die Gewohnheiten nur an dir hängen.

Lieber Leser! diese Lebensregel ist nicht die kleinste unter den Gaben, die dir der Dichter sprichwörtlich anbietet.

165.

»Das Rechte, das ich viel gethan,
»Das ficht mich nun nicht weiter an;
»Aber das Falsche, das mir entschlüpft,
»Wie ein Gespenst mir vor Augen hüpft.«

Die gesunden Organe seines Leibes fühlt der Mensch nicht, weil sie zur Lebensordnung seines Organismus gehören; aber die kranken fühlt er desto schmerzlicher, weil sie den Organismus stören.

Eben so verhält es sich auch im ethischen Gebiete. Hier eignet das Gute dem menschlichen Wesen nach seiner Bestimmung: es gehört zu seiner Lebensordnung: er thut es nicht sowohl, sondern leidet nur, daß es geschehe. Je mehr wir davon thun, desto weniger merken wir es, weil wir es eigentlich nicht selbst thun, weil es vielmehr zum ethischen Lebensorganismus gehört, den wir nur nicht stören, wenn wir Gutes thun, oder gut thun. Je weniger wir von diesen guten Werken merken, desto mehr ist dafür gesorgt, daß wir nicht stolz darauf werden. Das Gute hingegen, das uns fehlt, das Gute, was wir unterlassen haben, das Böse, was uns entschlüpft, das bleibt immer frisch im Andenken, wie alt es auch werde: es verfolgt uns wie ein unheimliches Gespenst, denn es stört und hemmt unsere Lebensentwickeluug. Vergl. Nr. 109.

166.

»Gebt mir zu thun,
»Das sind reiche Gaben!
»Das Herz kann nicht ruh'n,
»Will zu schaffen haben.«

Sünde ist Tod, Tod ist Stockung und Hemmung des Lebens: die Schuld besteht darin, daß wir unsere Schuldigkeit nicht thun. Wie dem Leben der Tod zuwider ist, so ist dem Herzen die Ruhe entgegen: es stehet nie stille, weil es lebt; so verlangt es auch, zu wirken und zu thun. Das ist unsere Bestimmung, daß wir — leben und arbeiten. Dieses Pensum, welches einem Jeden nach seinem Berufe beschieden ist, ist die reichste Gabe: es ist die Gabe des Geistes an den Geist.

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg.

Göthe's W. I. H. I. 401.

167.

»Ihrer Viele wissen viel,
»Von der Weisheit sind sie weit entfernt.
»Andre Leute sind auch ein Spiel;
»Sich selbst hat Niemand ausgelernt.«

Derer sind Viele, die viel wissen: sie wissen vielerlei, aber nichts recht *). Diese meinen, Andere zu kennen, aber sie kennen sich nicht: sie gelangen zu vielen äußerlichen Kenntnissen, aber nicht zum Eigenthum daran, denn was einer nicht an sich selbst erfahren hat, das gehört ihm nicht. Solchen fehlt es nicht an Kenntnissen, aber sie gedeihen nicht, weil der Grund fehlt; es fehlt ihnen nichts so sehr, als das innere Leben eigener Erfahrung. Dem Wissen fehlt oft die Weisheit, und den Kenntnissen die Erkenntniß. Splitterrichter sehen Splitter, aber nicht den Balken im eignen Auge: Andere seigen Mücken und verschlucken Elephanten: Andere sehen wohl die einzelnen Bäume, aber nicht den Wald: es kommt aber auch wohl vor, daß man umgekehrt den Wald sieht, aber nicht die Bäume.

---

*) I. 59.

168.

»Man hat ein Schimpflied auf dich gemacht;
»Es hat's ein böser Feind erdacht.«

Der natürliche Mensch vernimmt nichts von dem Geiste Weil er von dem innern Leben des Geistes an sich selbst nichts erfahren hat, so sind ihm auch alle Aeußerungen desselben an Anderen nicht allein unverständlich, sondern auch zuwider. Er ärgert sich, daß er davon nichts verstehen kann, und kann's nicht, weil er nicht will: er verfolgt alle Erscheinungen des Geistes mit Hohn und Spott, er schimpft und schmäht darauf, wozu er eine Reihe von zeitüblichen Stichworten in Bereitschaft hat, die er wieder nicht versteht. Dieses ist die Feindschaft des natürlichen Menschenverstandes gegen Alles, was über ihm ist. Von jeher waren die Philister die Feinde des auserwählten Volkes, dem das Land mit Milch und Honig gelobt und verheißen war.

169.

»Laß sie's nur immer singen,
»Denn es wird bald verklingen.«

Lasset sie nur schimpfen und schmähen: das Spottlied wird über ein Kleines verklingen. Denket an Gamaliel's Wort im hohen Rathe zu Jerusalem. Menschen-Wort und Werk, das nicht aus Gott ist, kann nicht bestehen.

Zwar singen die Philister noch immerfort ihr altes Lied, wie die Frösche im Sumpfe: aber am Ende werden dennoch alle Feinde des Geistes versammelt werden zu den Füßen dessen, dem allein Ehre gebührt; und die Schmähungen, womit die Welt alle Wunder und Berge der Gottesstadt verfolgt, werden verstummen, wenn die Wahrheit in ihrem eigenen Elemente, nämlich in der Freiheit, den Sieg gewinnt und das Feld behält.

170.

»Dauert nicht so lang' in den Landen,
»Als das: Christ ist erstanden.«

Was Gamaliel gesagt hat, das bestätigen alle Jahrhunderte, die seit seiner Rede verlaufen sind. Aller Kampf und Spott gegen das Christenthum vergeht: aber das Christenthum besteht und ziehet sich frisch und kräftig durch alle Zeiten und durch alle Lande. Christ ist erstanden! so riefen die Frauen am Grabe des Herrn am ersten Ostermorgen: und seitdem tönt es fort und fort durch alle Lande: Christ ist erstanden! So lange dauert Menschenwort nicht.

Zwar dauert Irrthum und Wahn, Aberglaube und Menschensatzung bis auf diese Stunde fort, und wird noch lange fortdauern, aber nur unter den Menschenkindern, die von heute sind, nicht unter denen, die wirklich und wissendlich sowohl eine 1800jährige, als auch 6000jährige Vergangenheit hinter sich haben.

Christus allein bestehet alle Stadien der Menschengeschichte: er stirbt nicht unter den Menschen, denn er ist auferstanden. So lange dauert nichts, als die Auferstehung: das Menschenleben hat nur 33 Jahre gedauert: aber nachdem er aus der Angst und aus dem Gerichte des Lebens genommen ist, ist er auf ewig geborgen. Wer will seines Lebens Länge ausreden?

171.

»Das dauert schon 1800 Jahr,
»Und ein Paar drüber, das ist wohl wahr.«

Christi Wort und That besteht: Seine Auferstehung ist der Sieg seiner Predigt. Christus herrscht seit 1800 Jahren und drüber durch seinen Sieg: er herrschet seit seiner Erhöhung vor so vielen Jahrhunderten: und so oft auch die Pforten des Unglaubens sich gegen seine Herrschaft aufgethan und alle ihre Mannschaften in den Kampf gesendet haben, sie haben dennoch das Reich Christi nicht überwältigen können. So bestätigt sich Gamaliel's Wort: die Geschichte ist selbst Zeuge von der Wahrheit Gottes in Christo. Seine Stiftung besteht: die Geschichte sagt selbst: Ja und Amen: das ist je gewißlich wahr.

Dieses ist die Macht des auferstandenen Christus, welches Herrschaft auf seiner Schulter ist. Amen, das ist wahr.

Wie Christus nach seinem Begriffe ewig ist, so ist er auch in Folge dieses Begriffs endlich geworden, Mensch geboren, Mensch gestorben, und mithin eine endliche, bestimmte historische Person: diese zählt nun in der Geschichte schon 1800 Jahre und einige drüber: darauf sage ich Ja und Amen.

172.

»Wer ist denn der souveraine Mann?
»Das ist bald gesagt:
»Der, den man nicht hindern kann,
»Ob er nach Gutem oder nach Bösem jagt.«

Was bedeutet Souverainetät, absolute Herrschaft? Es ist die Herrschaft auf eigner Schulter. Wer ist denn Souverain? Das ist leicht gesagt: denn nach der ersten besten Vorstellung ist der Mann souverain, dem Niemand zu befehlen hat, der keinen Herrn über sich hat, dem kein Gesetz gegeben ist. Dieß ist die negative Seite der Vorstellung. Aber wenn dem Herrn Niemand zu befehlen hat, so hat er doch nicht allein Andern, sondern auch sich selbst zu befehlen: wenn ihm kein Gesetz gegeben ist, so ist doch sein Wille das Gesetz sowohl ihm als Anderen.

173.

»Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort:
»Verein' und leite! Bessrer Hort.«

Die Herrschaft oder das Regiment kann doppelter Art seyn. Das Regiment ist entweder gebietend, oder leitend. Jedes hat sein gutes Recht: jedes hat auch seine eigenthümliche Regel.

Wenn du gebieten willst oder mußt, so mußt du entzweien: wenn du leiten willst und sollst, so gilt es, zu vereinigen. Diese Regeln bedürfen einer Erklärung.

Viele zusammen sind stärker, als ihr Gebieter allein. Dieser kann nur gebieten und befehlen, indem er die Regierten auseinander hält, nach ihren verschiedenen Bestimmungen, nach ihren besondern Interessen, nach allen Eigenthümlichkeiten und Unterschieden in Thätigkeit setzt. Hierdurch wird die Kraft nicht gebrochen, aber abgeleitet und ihrer Bestimmung zugewendet: sie wird der Regierung unschädlich und der Gesellschaft ersprießlich. Dieses ist die Despotie. Aber die höhere Regierungsform ist, nicht zu gebieten, sondern zu leiten. Hierzu gehört, daß die unterschiedenen, einzelnen Kräfte, die in dieser Vereinzelung nur für sich sind und gegeneinander laufen, als zusammengehörige, und doch selbständige Glieder eines einigen Ganzen sich fassen lernen, sich gegenseitig trauen, und mit einander in Berührung und Gemeinschaft treten. Dann gilt es aber, nicht mehr leiblich zu gebieten und zu befehlen, sondern geistig zu leiten, ohne irgend eine Freiheit zu stören. Dieses ist die Hegemonie. Wilhelm Meister wird unsichtbar geleitet; ist er darum nicht frei? Vergl. Nr. 145.

174.

»Magst du einmal mich hintergehen,
»Merk' ich's, so lass' ich's wohl geschehen;
»Gestehest du mir's aber in's Gesicht,
»In meinem Leben verzeih' ich's nicht.«

Der Mensch ist nicht so schwer zu leiten: er läßt sich mancherlei gefallen: er läßt sich auch nach dem Willen Anderer leiten: bald merkt er's nicht: bald fügt er sich: ja er läßt sich auch heimlich und hinter seinem Rücken, wider sein Wissen und Wollen nach dem Willen Anderer lenken: und wenn er's hinterdrein entdeckt, wie ihm geschehn ist, so läßt er's geschehn seyn und geschehn. Aber wenn du ihm diese Direktion in's Gesicht sagst, wenn du ihm direkt befehlen, ausdrücklich gebieten willst, dann — ist er auf immer dein Gegner. Wer einen hintergehen will, d. h. wer einen hinter seinem Rücken fördern, leiten, an unsichtbaren, heimlichen Fäden mitten auf seinen Irrwegen providentiell begleiten will, der darf's ihm nicht sagen: denn es widerspricht sich, einen hintergehen, und ihm sagen, daß er hintergangen wird. Es ist nicht unrecht, zu hintergehen, aber es ist unrecht, sich ertappen zu lassen.

Sogar dieß Wort hat nicht gelogen:
Wen Gott betrügt, der ist wohl betrogen.

175.

»Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen,
»Als des Feindes Verdienst erkennen.«

Wenn dich ein blinder Freund leiten will, so vergiß nicht seinen guten Willen: wenn dir dein Nächster übel will und weh thut, so vergiß darum nicht die Seite seines Rechts: wenn dein Feind Irrthum lehrt und damit die Wahrheit verfolgt, so vergiß nur nicht, daß jedem Irrthume eine Wahrheit zum Grunde liegt, die vor allen Dingen Anerkennung in Anspruch nimmt. Das größte Verdienst der Polemik ist nicht, die Schwäche des Feindes zu erkennen und zu schlagen, denn damit wird er höchstens überwunden, aber nicht überzeugt, sondern das ist der wahre Vortheil im Streite, das ist die ächte Art der edlen Fechtkunst, das Recht des Gegners hervor zu heben, und die Stärke, die verkehrt der Schwäche zum Grunde liegt und den Schein der Wahrheit verleiht, — anzuerkennen. Halte deinen Feind weder für ohnmächtig, noch für rechtlos. Das hilft weiter!

176.

»»Hat man das Gute dir erwiedert?«
»Mein Pfeil flog ab, sehr schön befiedert,
»Der ganze Himmel stand ihm offen,
»Er hat wohl irgendwo getroffen.«

Du fragst mich, ob ich mit aller meiner Thätigkeit etwas ausgerichtet, ob ich von meinen Bestrebungen und Bemühungen gute Früchte gesehen oder geerntet! Mein Amt, Freund, ist das Thun: der Erfolg steht in Gottes Hand. So viel weiß ich, daß ich die angenehmsten und schönsten Weisen hervorgesucht, alle goldenen Saiten meiner Leier berührt habe, meine Lieder zu singen, meine Lebensaufgabe zu lösen. So viele Boten ich ausgesendet habe, so viele zogen schön befiedert, wohl geschmückt von dannen. Wohl stand dem Ausfluge die ganze, weite Welt offen: irgend wo und wie ist doch auch wohl ein tieferer Eindruck haften geblieben; wohl habe ich des Saamens allerwärts so viel ausgestreut, er hat doch wohl auch eine Stätte gefunden, wo er tiefere Wurzel gefaßt. Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Wo die äußerlichen Wirkungen eines Menschenlebens so weit reichen, sollte da nicht auch irgendwo das Innerste und Verborgenste in dem Innersten und Verborgensten einer andern Seele Anklang und Einklang und Verständigung gefunden, getroffen und gezündet haben? Das Beste bleibt überall unsichtbar: wie das Innerste unsichtbar ist, welches wirkt, so bleibt auch das Innerste unsichtbar, in dem es wirket.

177.

»»Was schnitt dein Freund für ein Gesicht?«
»Guter Geselle, das versteh' ich nicht.
»Ihm ist wohl sein süß Gesicht verleidet,
»Daß er heut saure Gesichter schneidet.«

Du fragst mich, warum mein Freund so grämlich aussah, und sein Gesicht heute so verstellt und verändert hatte. Junger Mensch! das kann ich nicht wissen: wer kann in's Innere sehen? Nur vermuthen kann ich, daß ihm sein froh-frisch-freundliches Gesicht verleidet und verübelt worden ist, und daß er im Unmuth darüber heute so saure Gesichter schneidet. Das wäre freilich nicht zu rühmen, denn ein hübsch Gesicht sollte einem nie leid thun; Freundlichkeit sollte einen nie gereuen; und wenn dem Freunde sein süß Gesicht verleidet worden ist, wie viel mehr wird ihm der Spiegel, wie viel mehr werden ihm Andere seine sauern Gesichter verübeln! Von der andern Seite wäre es aber sehr zu bedauern, wenn ihm Mißwollende nnd Mißverstehende seine süße Freundlichkeit verargt und verleidet hätten. Kann ich es nun nicht gut heißen, daß Andere über die süße Freundlichkeit des Freundes richten, ohne sein Innerstes zu kennen, so darf ich auch nicht über seine saure Verstimmung urtheilen, deren Ursache ich nicht verstehe.

178.

»Ihr sucht die Menschen zu benennen,
»Und glaubt am Namen sie zu kennen.
»Wer tiefer sieht, gesteht sich frei,
»Es ist was Anonymes dabei.«

Ihr sucht die Menschen nach Gattungsbegriffen zu rangiren und unter Rubriken zu klassifiziren: ihr glaubt sie an ihren Namen zu erkennen. Aber — der Mensch ist — ein Individuum: und das Individuelle, das Eigenthümliche, das Innerste — ist ohne Namen. Vergesset es nicht, daß jeder Mensch nach seinem innersten Wesen ein Räthsel, ein Mysterium ist: ihr seht eben nur sein Aeußeres, aber was er innerlich zu verarbeiten hat, das bleibt euch verborgen.

Das Eigenthümlichste ist auch das Bestimmteste: eben deswegen kann es durch die Bestimmungen, welche allgemeine Namen bezeichnen, nicht erschöpft werden. Ein solches Eigenthümlichstes ist jedem Menschen mitgegeben, wiewohl es meistens unsichtbar bleibt.

179.

179.

»Mancherlei hast du versäumet:
»Statt zu handeln, hast geträumet,
»Statt zu danken, hast geschwiegen,
»Solltest wandern, bliebest liegen.«

Es kann kein Mensch in das Innerste und Wahrste seines Nebenmenschen sehen oder irgend ein Individuum nach allen Beziehungen und deren Zusammenhange verstehen lernen: dennoch fehlt es nicht an Urtheilen. Wer säumt, wird des Versäumnisses, wer nicht handelt, der Träumerei, wer schweigt, des Undanks, wer nicht wandert, trägen Liegenbleibens geziehen. So wird Einer von dem Andern nach äußeren Erscheinungen gerichtet, nach allgemeinen Kategorieen und Rubriken beurtheilt, als könnte die Rechnung nicht fehlen. So tritt überall dem ruhigen Werden und Seyn ein unruhiges Seyn-Sollen in den Weg, welches sich heiser schreit, nur daß Keiner die Forderung an sich stellt, sondern Jeder bezieht sie auf den Andern, während er an sich nichts zu erinnern findet.

180.

»Nein! ich habe nichts versäumet!
»Wißt ihr denn, was ich geträumet?
»Nun will ich zum Danke fliegen,
»Nur mein Bündel bleibe liegen.«

Wer von seinem Nächsten des Versäumnisses angeklagt wird, der kann ihm gelegentlich erwiedern: Weißt du auch, was ich zu thun hatte? Versäumen kann einer nur, was ihm aufgetragen ist, und davon habe ich nichts verschüttet, wenn ich — bisher säumte.

Du giebst mir Schuld, daß ich träume. Und wenn ich nun wirklich träumte, ist das ein Versäumniß? Du meinst, ich hätte handeln sollen: sage mir nur, was ich hätte thun sollen, statt zu träumen? Und weißt du denn, was ich geträumt habe? Wer heißt dir denn träumen und nichts thun gleich zu stellen? und zwar bei jedem Menschen gleich zu stellen?

Du rüttelst mich auf, damit ich statt zu schweigen Dankopfer darbringe, und statt längerer Weile zur Pilgerschaft schreite. Gestrenger Freund, habe doch Geduld mit mir! Treiber, warte nur ein wenig! ich komme bald: ich komme schon, Valet und Dank zu sagen: ich will nicht bloß wandern, ich will fliegen, auffliegen: nur mein Bündel mag liegen bleiben: das bin ich nicht selbst, das ist meine Bürde: die Exuvien bleiben liegen *), aber meine Seele nicht: ich fliege fort, fliege fort **).

---

*) Göthe's W. XLI. 242. 244.

**) G. W. XII. 237. II. 119.

181.

»Heute geh' ich. Komm' ich wieder,
»Singen wir ganz andre Lieder.
»Wo so viel sich hoffen läßt,
»Ist der Abschied ja ein Fest.«

Lange habe ich gesäumt, gelebt, geträumt: nun aber fahr' ich auf: nun scheid' ich, daß ich werde. Komm' ich neu geboren wieder, singen wir ganz and're Lieder: dann werden wir uns nicht mehr verkennen, nicht mehr verklagen, sondern mit einander uns freuen und fröhlich seyn, während wir uns jetzt drängen und treiben. Nun — weil der Tod zu solchen Hoffnungen die Pforte öffnet, so ist der Abschied ein Freudenfest; hier gilt's nicht trauern, sondern glauben: nicht zagen, sondern hoffen: auf Wiedersehen!

Dort winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen!
G. W. III. S. 70.

182.

»Was soll ich viel lieben, was soll ich viel hassen.
»Man lebt nur vom leben lassen.«

Lieben und Hassen, das ist — nicht die rechte Frage! in dieser Welt ist eben nichts ganz zu lieben, nichts ganz zu hassen: das Liebenswürdigste hat auch seine Schattenseite: das Schlechte — ist doch da: es muß doch etwas an ihm seyn, das des Daseyns werth ist. Welche Quälerei, Eins zu lieben, Anderes zu hassen! welche Kollisionen und Konflikte! Du mußt aber beides — leben lassen, wie Gott selbst seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte. Die Summe aller Lebensweisheit ist: leben und leben lassen! Das Eine ist für das Subjekt, das Andere für die Anderen. Du sollst leben lassen, weil du selbst davon lebst: du sollst leben, — weil du leben lässest. Du sollst leben lassen, weil dich Gott leben läßt: du sollst Geduld haben mit den Ungerechten wie mit den Gerechten, weil Gott mit dir Geduld hat.

Soll dich das Alter nicht verneinen,
So mußt du es gut mit Andern meinen;
Mußt Viele fördern, Manchem nützen,
Das wird dich vor Vernichtung schützen.

183.

»Nichts leichter, als dem Dürftigen schmeicheln;
»Wer mag aber ohne Vortheil heucheln?«

Leben und leben lassen kann uns nicht schwer werden: Denn wie es Andern zu Statten kommt, so ist es auch unser eigener Vortheil: es lebt ein Jeder vom leben lassen. Wo es euern Vortheil gilt, da thut ihr sonst wohl mehr, als leben lassen: ihr wißt auch zu schmeicheln und zu heucheln: sei es unwillkührlich oder absichtlich. Es wäre so leicht, auch dem armen, dürftigen Nebenmenschen, dem niedrigsten und gedrücktesten Knechte zu schmeicheln: aber es geschieht nicht, weil es keinen Vortheil bringt. O so laßt ihn doch wenigstens leben und sich freuen, fördert ihn, daß er lebe und sich freue, erquickt ihn, und wenn ihn hungert oder dürstet, so reicht ihm gern sein Bedürfniß: das bringt euch Vortheil: es wird euch vergolten tausendfach. Jeder Augenblick eures eignen Lebens ist eine Vergeltung, denn ihr lebt nur vom leben lassen.

184.

»»Wie konnte der denn das erlangen?«
»Er ist auf Fingerchen gegangen.«

Oft sehen wir Menschen zu Gütern und Höhen gelangen, die ihnen von Haus aus nicht beschieden zu seyn schienen: sie sind unerwartet dazu gelangt. Forsche doch, wie sie dazu gekommen sind. Sie sind so leicht und leis, so sacht und sanft — wie auf zartesten Fingerchen vorgeschritten: sie hätten ihr Ziel nicht erreicht, wenn sie nicht das Widerwärtige zu dulden, das Schwache zu schonen, das Kranke zu erquicken verstanden hätten. O so lerne doch auch das Schwere und Spröde zart ertragen, damit du wieder getragen werdest: laß leben, weil du auch lebest vom leben lassen. — Du siehst, wie selbst auf unrechten Wegen Milde und Nachgiebigkeit, Freundlichkeit und Schmeichelei zu werthen Gütern und Ehren fördert! Wie viel mehr, wenn du auf dem rechten Wege also verfährst gegen die Ungerechten!

»Darum lobet der Herr den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hätte. Denn die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte. Und ich sage euch auch: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.«

Das Sprichwort sagt: »Erschleiche, was du nicht erlaufen kannst.« Ein sanfter Regen wirkt mehr, als ein Platzregen. Gutta cavat lapidem.

185.

»Sprichwort bezeichnet Nationen;
»Mußt aber erst unter ihnen wohnen.«

Sprichwort ist Volkswort. Was nützt dir aber das Volkswort, wenn dir das Volk fremd ist? Du mußt es erst selbst erfahren, das Volk und sein Wort und seine Sprache. Und um es selbst zu erfahren, um es dir anzueignen, mußt du wohnen unter dem Volke und seiner Sprache, unter seinen Sitten und Redensarten. Alles, was dich umgiebt, wird erst zu deinem Eigenthume, wenn du es erfährst und erlebst: ja, du gehörst dir erst selbst, — wenn du dich erfährst und erlebst.

Sancho Panza sagt: »Wenn man mich nicht versteht, »so ist's kein Wunder, daß man meine Sprüche für albernes »Zeug hält; aber es thut nichts, denn ich verstehe mich selbst, »und ich weiß, daß ich nicht viel dummes Zeug geschwatzt »habe.«

Das Sprichwort eignet dem größern und kräftigern Theile der Nation: dem Volke; darum bezeichnet es die ganze Nation, nach ihrer unbefangenen Seite, nach der Eigenthümlichkeit, die sich in den höheren Sphären unkenntlich macht: darum ist es aber auch so derb und ohne Scheu.

»Da Sprichwörter und Denkreime vom Volke ausgehen, welches, weil es gehorchen muß, doch wenigstens gern reden mag, so kann es auch in unserer Sprache an Ernst und Scherz nicht fehlen, den man von Unten nach Oben hinauf ausgeübt hat.«

G. W. XXVI. 323.

186.

»Erkenne dich! — Was soll das heißen?
»Es heißt: Sei nur! und sei auch nicht!
»Es ist eben ein Spruch der lieben Weisen,
»Der sich in der Kürze widerspricht.«

»Erkenne dich!« Ein unverständlich dunkles Wort! Es ist kein Sprichwort, kein Volkswort, sondern ein Ausspruch der Weisen, die sich von dem Volke entfernt halten: es ist ein Spruch, der zu einem vollständigen Widerspruche nur zwei Worte braucht: denn er lehrt in diesen zwei Worten, daß der Mensch sich von sich selbst scheiden und unterscheiden, Ich und Nicht-Ich, Subjekt und Objekt zugleich seyn soll.

O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstere Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.

Eckermann, Gespr. mit Göthe. II. S. 131.

187.

»Erkenne dich! — was hab' ich da für Lohn?
»Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon.«

»Erkenne dich!« Das ist ein Rath, der nicht räthlich ist. Denn wenn ich es nun wirklich so weit brächte, daß ich, als ein Doppelgänger, mich selbst sehen könnte, was hätt' ich davon? ich muß doch gleich wieder davon. Oder soll ich etwa nur in mir selbst nisten bleiben, und mich in mir selbst bespiegeln? Giebt's denn nichts weiter kennen zu lernen, als mein eigen Selbst? Fürchte ich mich doch schier vor der allzugenauen Bekanntschaft mit meinem kleinen Selbst, wenn es sich einerseits von allem Andern absondert, andererseits sich ohne alle Scheu vor sich selbst entblößt, als gäb' es nichts zu bedecken.

Du kannst an den Kranken, die sich immerwährend mit sich, mit ihrer Krankheit beschäftigen, und unaufhörlich sich selbst beschauen, erfahrungsmäßig sehen, wozu dieser Krebsgang in sich selbst führt.

G. W. l. H. XLVII. 245.

188.

»Als wenn ich auf den Maskenball käme,
»Und gleich die Larve vom Angesicht nähme.«

»Erkenne dich!« Das heißt mit andern Worten: Demaskire dich! Aber wer wird sich gleich am Anfange der Maskerade die Larve vom Gesichte nehmen: dazu ist es auch noch am Ende des Balles Zeit, wenn man sich erst Andere zu erkennen bemüht hat. Und was ist das Leben anders als ein Maskenball? Es beginnt wie dieser mit Verhüllungen.

Verstellung, sagt man, sei ein großes Laster,
Doch von Verstellung leben wir. —
Der kommt mit langem, der mit kurzem Barte,
Und drunter liegt ein glattes Kinn,
Ein Sultan und ein Bauer gleich von Arte
Verstellen sich zu herrlichstem Gewinn.

Und wie das Leben mit Verhüllung beginnt, so besteht es in allmähliger Enthüllung: es fragt sich nur, womit ein Jeder anzufangen hat, ob mit sich oder mit Anderen?

Jedes Gespräch ist mehr oder weniger versteckt, es ist keins ohne Zurückhaltung oder ohne Verstellung möglich:

G. W. III. 251.

selbst das offenste und glatteste Gesicht trägt an sich selbst eine Maske, die nicht so leicht abzunehmen ist.

G. W. I. 380.

Ist es also nicht das Ungereimteste, gleich von vorn herein dem Menschen Selbsterkenntniß anzusinnen?

189.

»Andre zu kennen, das mußt du probiren,
»Ihnen zu schmeicheln oder sie zu vexiren.«

Aus dem Stegreife kannst du dich nicht kennen lernen: du mußt dich vielmehr erfahren. Dazu gehört, daß du dich aus dir selbst heraus und auf die Wanderschaft begiebst, daß du Andere aufsuchst und kennen zu lernen versuchst, um so auf dem Wege der Erfahrung zu dir zurück zu kommen. Um aber Andere kennen zu lernen, mußt du dir mit ihnen zu schaffen machen, es sei schmeichelnd oder neckend. Je mehr du mit ihnen in Händel und Kämpfe, in Verkehr und Gemeinschaft kommst, desto besser wirst du sie und — dich kennen lernen. Alle Menschen zusammen sind erst der ganze Mensch: wie könntest du dich an dir allein kennen lernen?

Niemand wird sich selber kennen,
Sich von seinem Selbst-Ich trennen.
Doch probir' er jeden Tag,
Was nach Außen endlich, klar,
Was er ist und was er war,
Was er kann und was er mag.

G. W. XLVII. 245.

190.

»»Warum magst du gewisse Schriften nicht lesen?«
»Das ist auch sonst meine Speise gewesen;
»Eilt aber die Raupe sich einzuspinnen,
»Nicht kann sie mehr Blättern Geschmack abgewinnen.«

Das Leben bringt uns in regsame Gemeinschaft mit einander: es ist die beste gegenseitige Unterrichts-Anstalt, jeder nimmt und giebt, lernt und lehrt. So geht es eine lange Zeit fort: aber dann kommen auch wohl die Jahre, wo man sich zurück zu ziehen anfängt. Du fragst mich, warum ich jetzt an dieser und jener neuen Erscheinung der Zeit nicht mehr Antheil nehme, und so viele Gaben der Literatur ungenossen an mir vorüber gehen lasse? Sonst hielt ich mich allerdings dazu, und fand auch dabei mehr oder weniger Nahrung und Genuß. Aber die Zeiten sind vorüber: ich gehöre nicht mehr in die neue Zeit, ich kann auch nicht mehr Neues anfangen, neue Fäden anknüpfen: es gilt eben nur, das Aeltere fortzusetzen. Es erscheint mir auch Vieles unreif und sauer, was ich früher doch zu verbrauchen wußte. Je älter man wird, desto mehr stirbt man der Zeit ab: es wird einem eins nach dem andern verleidet. Wenn die Raupe sich einzuspinnen eilt, da kann ihr kein Blatt mehr behagen.

Es will sich bei mir die Lust verlieren,
Mit irgend Jemand zu konversiren.

191.

»Was dem Enkel so wie dem Ahn frommt,
»Darüber hat man viel geträumet;
»Aber worauf eben alles ankommt,
»Das wird vom Lehrer gewöhnlich versäumet.«

Von jeher hat die Menschen nichts so sehr beschäftigt, als das Allgemeine, was für alle Menschen, für alle Zeiten, für alle Verhältnisse gültig bleibt. Darüber ist aber auch in der Theorie und Praxis nichts so sehr vernachlässigt worden, als das Alltägliche, was zur Tagesordnung gehört; und doch ist das Besondere, was für diese Zeit, für diesen Ort taugt, die Hauptsache, worauf Alles ankommt. Hic Rhodus. Benutze den Augenblick: dieß ist das Recht der Gegenwart, die in die Zukunft reicht. Wo du bist, da sei auch mit deiner ganzen Seele: dieß ist das Recht des Ortes, wo du stehst: das Haus reicht in die ganze Welt hinein. Der Kosmopolitismus, der nicht im Hause geboren ist, ist todtgeboren. Versäume das Nächste nicht.

192.

»Verweile nicht und sei dir selbst ein Traum,
»Und wie du reisest, danke jedem Raum:
»Bequeme dich dem Heißen, wie dem Kalten;
»Dir wird die Welt, du wirst ihr nie veralten.«

Du sollst keinen Schritt deiner Pilgerschaft überfliegen: aber auch auf keinem stehen bleiben, sondern vorwärts trachten, doch schrittweise. Darum vernimm meinen Rath. Säume nicht und verträume nicht die Zeit deines raschen Lebens! Das ist Eins. Und wie du vorwärts schreitest, so erkenne das Gute jeder Station mit Dank: jeder Schritt deines Lebens ist mit Segen begleitet: dafür danke allerwegs. Das ist das Zweite. Bequeme dich den bösen Tagen wie den guten, der Hitze des Lebens wie der Kälte, den Leiden wie den Freuden: es ist eben alles heilsam, wenn wir es nehmen, wozu es geschickt ist. Das ist mein dreifacher Rath. So du das thun wirst, so wirst du immer jung bleiben, und die Welt wird dir alle Tage neu werden.

193.

»Ohne Umschweife
»Begreife,
»Was dich mit der Welt entzweit;
»Nicht will sie Gemüth, will Höflichkeit.«

Daß du mit der Welt entzweit bist, das fühlst du wohl: aber was dich mit ihr entzweit, das weißt du nicht. Suche es nicht zu weit in der Ferne: der Grund des Zwiespalts liegt ganz in der Nähe: du brauchst nur zuzugreifen. Es ist eben nichts anders, was dich entzweit, als der Widerspruch zwischen dem Innern und Aeußern: dem Innern genügt das Aeußere nicht, und der Aeußerlichkeit behagt wieder nicht das Innere. Weißt du nun, was dich mit der Welt entzweit? Du möchtest dein ganzes, warmes, volles Gemüth, das geheimste Innerste deiner Seele der Welt entgegenbringen: aber die Welt mag es nicht, sie begnügt sich lieber mit einem äußern Scheine davon, mit dem atmosphärischen Hofe, den der Mond macht, mit — Höflichkeit.

»Zu Hof giebt man viel Händ', aber wenig Herzen.«
»Lange bei Hofe, lange bei Hölle.« *)

»Das Volk hält nicht viel von Höflichkeit, weil es nichts davon versteht. Aber es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.«

---

*) G. W. XXVI. S. 323.

»Es giebt eine Höflichkeit des Herzens: sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens.« *)

Auch die Höflichkeit im äußern Betragen deutet auf ein Inneres. — Was wir nach dem Hofe Höflichkeit nennen, das nannte die alte Welt nach der städtischen Bildung Urbanität. Hier und dort ist der allgemeine Grund die Humanität: diese besondert sich als Schicklichkeit.

*) G. W. XVII. S. 261.

194.

»Gemüth muß verschleifen,
»Höflichkeit läßt sich mit Händen greifen.«

Das Gemüth muß sich aus der Welt zurückziehen, weil es in ihr nicht wohl gelitten ist: das Herz muß im Innern verborgen bleiben: es ist zu zart für die Welt. In der Welt heißt es: »Schweig Herz: Rede Maul.« — Die Welt liebt sich das Handgreifliche und Scheinbare, — Höflichkeit. Die Höflichkeit meidet Liebe und Haß: sie lehrt leben und leben lassen; aber das Gemüth kann sich daran nicht genügen lassen: es will sich ganz hingeben, ganz lieben, fest und fester sich ansaugen an geliebte Lippen. Damit kann es aber in der Welt nicht fortkommen. Zur Welt gehört Höflichkeit.

Das Sprichwort des Volkes hält die Höflichkeit für eine bloße Aeußerlichkeit des Betragens. Eine gute Erziehung geht aber auf den innern Grund zurück: zur Höflichkeit gehört nach ihrem eigentlichen Grunde ein feines Herz.

Das Gemüth kann zutraulich machen, wo es die Höflichkeit verbietet. »Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde Niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Kompliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komisch das aussieht.« *)

---

*) G. W. XVII. 261.

195.

»Was eben wahr ist aller Orten,
»Das sag' ich mit ungescheuten Worten.«

An Sprichwörtern ist vornehmlich dieses zu rühmen, daß sie allgemeine Wahrheiten, die überall gültig sind und zu allen Dingen nützen, frei und gerade heraus sagen, ohne Umstände und Umschweife, ohne Furcht und Scheu, mit derben Worten und hausbackenem Verstande.

Sprichwort ist Gemeingut, recht und schlecht, kurz und gut, derb und dreist: es treibt Ernst und Scherz, Spott und Schimpf: es hat Schelm und Schalk im Nacken: es mag zu allen Dingen, zu allen Zeiten, und an allen Orten nützen; aber du mußt es nehmen, wie es sich giebt. Wenn es so fein und höflich seyn wollte, wie die gute Gesellschaft, so würde es — geziert seyn: es stammt aus dem Volke und darf von Rechtswegen seinen Ursprung nicht verläugnen: darum kann es schon den Mund etwas voller nehmen, wenn es nur seiner Sphäre treu bleibt. Ein ehrlicher Bauer und ein wakkerer Bürger sind überall wohl gelitten, wenn sie nur wirklich dem ächten Charakter ihres Lebenskreises entsprechen, und weder drunter fallen, noch drüber steigen.

196.

»Nichts taugt Ungeduld,
»Noch weniger Reue;
»Jene vermehrt die Schuld,
»Diese schafft neue.«

Du hast deine liebe Noth und Sorge? ja, du bist am allermeisten mit dir selbst unzufrieden? Dazu magst du freilich Ursache haben. Welcher Mensch könnte mit sich zufrieden seyn? Aber, lieber Mitbruder und Leidensgenosse, du darfst dennoch nicht verzagen. Höre meinen Rath: hüte dich vor Zweierlei: vor Ungeduld und Reue. Die Ungeduld will voreiligst vorwärts, die Reue sieht rührend rückwärts: die Hast der Ungeduld möchte ungestüm aus der Haut fahren: die Reue kommt mit allen ihren Schwächen und Seufzern nicht von der Stelle. »Reue ist ein fauler Schelm.« Die Ungeduld häuft Schuld auf Schuld, sie vermehrt nur den Quell aller Unzufriedenheit: die Reue schafft sich selbst neue Schuld, neue Ungeduld, neue Qual.

Also — Ungeduld taugt nichts, und Reue taugt noch weniger. Darum sei nicht ungeduldig, sondern — leide dich. Aber vor allen fliehe die Reue: überlasse dich nicht dem Zehrfieber schwindsüchtiger Reue, sondern — — thue Buße. Buße thun heißt wörtlich besser werden: μετανοειν heißt die Gesinnung erneuern und erfrischen.

Träge Reue und stürmische Ungeduld scheinen sich entgegengesetzt zu seyn; aber das Sprichwort kennt ihre nahe Verwandtschaft.

»Jäher Rath hat Reue zum Gefährten.«
»Reuling folgt jähen Räthen.«

Es heißt auch:

»Spate Reu macht Schaden neu.«

Darum merke wohl: Ungeduld wird das Leiden nicht los, weil sie es nicht tragen will, aber Geduld überwindet alles Leiden, weil sie es trägt. Reue ist nicht allein Reue, sondern bleibt es auch: Buße ist auch Reue, aber sie bleibt nicht am Boden haften, sondern strebt vorwärts.

Wer immer strebend sich bemüht,
Der ist noch zu erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von Oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

197.

»Daß von diesem wilden Sehnen,
»Dieser reichen Saat von Thränen
»Götterlust zu hoffen sei,
»Mache deine Seele frei.«

Noch Eins! noch mehr als Ungeduld, noch mehr als Reue ist — Knechtschaft zu meiden: oder vielmehr — aus der Knechtschaft, in deren Banden uns die Selbstsucht, die Sünde gefangen hält, — zur Freiheit aufzustreben. Das ist die Aufgabe des Menschen, als des endlichen Geistes. Sein Ziel ist, frei zu seyn, d. h. Gott gleich zu seyn. Dieses ist das Ziel, worauf alle die unnennbare Sehnsucht des Menschen auch in ihren rohesten und wildesten Ausbrüchen unbewußt und unverständlich hindeutet: dieses ist die Frucht, welche aus der reichen Saat menschlicher Thränen der Ernte entgegenreift.

So viel Thränen, so viel Saamenkörner zur Aussaat: aber die reichste Saat fruchtet nicht, wenn sie nicht reift: und dazu gehören freie Luft, Regen und Sonnenschein. Der Regen macht es nicht allein, es muß auch wieder die Sonne leuchten und wärmen. Alle Trübsal trübt wohl zunächst: aber sie ist nicht bestimmt, zu trüben, sondern rein, hell, frei zu machen. Diese Freiheit ist — Seligkeit, Gottähnlichkeit, Seyn in Gott, Wollen in dem Willen Gottes. Dazu werden die Leiden ausgesäet: aber sie verfehlen ihren Zweck, wenn du, statt in Thränen zu erweichen, trotzest, — statt dich zu erheben, in Verzweiflung versinkst.

Summa.

Das Ziel ist, daß die beklommenen Herzen errettet, erlöset, frei werden im Geiste. Die Thränen sind der Regen von Oben, welcher das Erdreich unten naß und fruchtbar macht; sie gehören der anthropologischen Zwischenstation an, welche Oben und Unten, Geist und Natur, Seele und Leib übergangsweise vermittelt. Die Sehnsucht ist der wilde Sturm der Bewegung, welcher das Erdreich erschüttert und erhebt, sie ist das Streben des Schmetterlings, das so lange dauert, bis die Puppe bricht; die Sehnsucht ist die Luft der psychologischen Sphäre. Erst der Geist macht frei. —

Hiermit sind die Sprichwörter, nachdem sie sich lange nach ihrer Weise, in den mannigfaltigsten Kreisen, an Geist, Gemüth und Welt, — pneumato-psycho-anthropologisch, — versucht haben, zu der merkwürdigen Trilogie des Menschenlebens durchgedrungen: aber die Sprichwörter gehören dem Leben, nicht der Schule, sie verlassen sogleich wieder das Ganze, um sich einseitig gehen zu lassen, und anthropologisch in der Zwischensphäre zwischen Natur und Geist hin und her zu bewegen. —

Darum halten wir unseres Ortes diesen Augenblick auf einen Augenblick fest, um seinen Inhalt zu weiterer Entwickelung zu fixiren. Wo der Mensch anfängt, da hört die Natur auf: der Mensch ist auch in seinem ersten Anfange der physikalischen Sphäre entwachsen: die anthropologische Sphäre gränzt zwar an die physikalische, sie ist mit ihr verbunden und verwandt, aber sie liegt schon darüber, kein Thier weint: Thränen sind das Privilegium des Menschen. Die weitere Stufe ist die Psyche: die Schwingen regen sich un-

ter dem Drucke des Leibes, und sehnen sich nach ihrer Wahrheit: auch die Seele ist noch beklommen. Diese beiden Sphären sind mithin noch *gebundene* Zustände, sie befinden sich in der *Angst*, weil in der Welt: die *anthropologische* wegen ihrer unmittelbaren Verbindung mit der Natur, die *psychologische* hingegen wegen ihres Zwiespaltes mit der leiblichen Natur: beide Sphären haben nicht die Befriedigung in ihnen selbst, diese finden sie erst in der *Sphäre des Geistes*, der subjektiv als *künftig*, als *jenseitig*, hingegen objektiv als *präsent* und *immanent*, als *schon jetzt anfangend* sich erweiset.

Viele Rettungsmittel bietest du! was heißt's?
Die beste Rettung, *Gegenwart* des Geist's!

Geist ist *Freiheit*: *Freiheit* die Ernte einer Saat von *Thränen*, die unter vielem *Sehnen* endlich reift. Wir sprechen den Spruch langer Lebenserfahrung in kurzen dreigliedrigen Schulformeln aus: zur Entwickelung seines Inhalts gehört aber das ganze, volle, ewig präsente Menschen*leben*.

Der absolute Geist ist — *Geist*: die Menschen sind *Geister*, mithin endlich. Gott ist *Gott*, Gott Selbst: die Menschen sind *Götter*, mithin in Gott, sie werden es, wenn sie aus dem Meere der *Thränen* durch das *Sehnen* erlöset werden zur *Freiheit* der Kinder Gottes. *Freiheit* ist Götterlust, Gottähnlichkeit. Mache deine Seele frei, nämlich zum Geiste im Geiste Gottes.

198.

»Der entschließt sich doch gleich,
»Den heiß' ich brav und kühn!
»Er springt in den Teich,
»Dem Regen zu entfliehn.«

Das nenne ich doch ein verzweifeltes Mittel, aus aller Noth zu kommen, das heiß' ich doch einen kurzen, raschen Entschluß, wenn Einer, dem der Schuh drückt, sich den Fuß abschneidet, oder wenn ein Anderer, um dem Regen zu entgehen, in den Teich springt, oder wenn Werther, um den drükkenden, zwingenden, quälenden Mächten der Natur zu entkommen, sich in ihren Abgrund stürzt, oder wenn Faust, um dem Zweifel zu entfliehen, sich dem Teufel verschreibt.

Wer dem Regen entlaufen will, fällt oft in's Wasser, oder er kommt unter die Traufe. Wer den Reif flieht, fällt in den Schnee.

Der rechte Weg aus der Noth geht stetig, nicht sprungweise, er geht nach Oben, nicht nach Unten. Der Weg nach Oben führt zur Freiheit, der Weg nach Unten in die Hölle der Knechtschaft. Wenn du im Jammerthale des Lebens seufzest, so rufe mit David aus der Tiefe in die Höhe nach den Bergen, von welchen Hülfe kommt: es ist eitel Sünde und Eigenmacht, wenn du dich aus Verzweiflung noch tiefer in die Tiefe bis zur Hölle hinabstürzest.

199.

»Daß Glück ihm günstig sei,
»Was hilft's dem Stöffel?
»Denn regnet's Brei,
»Fehlt ihm der Löffel.«

Wie's der Mensch im Unglück oft damit versieht, daß er bald einer ungestümen Ungeduld, die Uebel ärger macht, bald einer klagenden Verschmachtung, die nichts bessert, bald einer drückenden Sklaverei, die dem Geiste nicht eignet, zu seinem Schaden verfällt, so versieht er's auch wieder im Glücke, daß er nicht zuzugreifen versteht, die beste Gelegenheit nicht beim Schopfe zu fassen vermag, und den Genuß zur rechten Stunde versäumt. Wenn's Brei regnet, fehlt der Löffel. Das Sprichwort lehrt dagegen: Schmiede das Eisen, weil es warm ist. Wer so lange um den Brei herumgeht, bis er kalt ist, kommt d'rum.

Wie zur Rettung aus der Noth, so ist auch zur Ergreifung der Hülfe nichts so nothwendig, als

. . . Gegenwart des Geistes.

Der Geist ist die präsente Macht, die da bleibet. Wo aber diese fehlt, da hilft kein Löffel; denn

eh' er hüb' den Löffel auf,
trät' er lieber mit Füßen drauf.

Aber

wenn du den Löffel hast, so lasse ihn nicht aus der Hand, bis du gegessen hast:

und so du damit geschöpft hast, so eile damit zum Munde, denn es begiebt sich noch viel zwischen Löffel und Mund.

200.

»Dichter gleichen Bären,
»Die immer an eig'nen Pfoten zehren.«

Die Dichter gleichen in mehr als einer Beziehung den Bären. Sie liegen oft auf der — Bärenhaut, und nennen's poetisch Muße. Und wie der Bär an seinen eignen Pfoten genug hat, und dadurch von der Außenwelt unabhängiger wird, so kann sich auch der Dichter eine Weile an dem Reichthume seiner innern Welt genügen lassen. Freilich darf auch der Zufluß von Außen nicht fehlen, wenn der Dichter nicht an seiner eigenen Subjektivität erkranken soll: aber wenn er's nun doch versäumt und verträumt hat, so bleibt ihm noch eine Zuflucht: sein Gott tritt hervor, und spricht:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.

Zu einem jeden Dichter gehört wesentlich Beides, das subjektive wie das objektive Moment: eins wird nur durch das andere gefördert: indem sich ein Moment vollendet, geht es in das andere über. Der Dichter, welcher uns hier unterhält, ist vorzugsweise »der Gegenständliche« genannt, und er hat selbst dazu Ja gesagt: aber eben deswegen ist er auch vorzugsweise »der Subjektive:« denn er ist mit seiner innersten Innerlichkeit, mit allen Bedürfnissen eines verlangenden Herzens und strebenden Geistes an das Objekt herzugetreten, wodurch seine Innerlichkeit zu gegenständlichen Gestalten sich entäußert hat *).

---

*) Wenn neuerlich die Subjektivität Göthe's bestimmter herausgestellt worden ist, so ist an dieser Auffassung nur dieses unrichtig, daß die entgegengesetzte Seite, nämlich die objektive, nicht als gleich berechtigt anerkannt wird.

201.

»Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
»Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
»Harte Bissen giebt es zu kauen:
»Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.«

Es ist nicht alle Tage Feier: wer leben will, muß auch arbeiten. Das Leben selbst ist eine harte Speise: jeder Tag hat seine Plage: es fehlt nicht an harten Bissen, die du kauen — und verdauen mußt, wenn du nicht ersticken willst. Keiner darf sich weigern, Nüsse zu knacken und hart Holz zu bohren. Eine Neigung zum Schlaraffenleben hat jeder Mensch: es ist aber Keiner dazu bestimmt, weil die Welt nicht aus Brei und Mus, sondern aus hartem Holze gemacht ist, welches — den Menschen zur Bearbeitung überwiesen ist.

Gott giebt wohl die Kuh, aber nicht das Seil dazu, und den Ochsen, aber nicht bei den Hörnern. Zu Gottes Hülfe gehört Arbeit. Wer kosten will die süße Nuß, die harte Schaal' erst knacken muß.

Gott giebt uns keinen Stein, wenn wir um einen Fisch bitten, sondern den Fisch selbst, aber mit der Arbeit dazu, ihn zu fangen und — zu verspeisen.

202.

»Ein kluges Volk wohnt nah' dabei,
»Das immerfort sein Bestes wollte;
»Es gab dem niedrigen Kirchthurm Brei,
»Damit er größer werden sollte.«

Dicht neben dem Schlaraffenlande, wo die Müßigen wohnen, welche die Hände in den Schooß legen und den Mund aufsperren für die gebratenen Tauben, liegt ein Nachbarland, wo die klugen Leute zu Hause sind, die auf ihr Bestes denken, für ihr Heil sorgen, und gern recht wohl thun möchten. Diese sind jenen Müßiggängern nachbarlich verwandt: sie versehen's auch, wie jene, und wollen nicht arbeiten, aber ihr Bestes wollen sie eifrigst. Sie glauben die Kirche mit dem weichen Brei ihrer Gefühle nähren und den niedrigen Kirchthurm auf einem Grunde von Mus in die Höhe fördern zu können. Das sind doch Abderiten!

Erst begegneten wir Dichtern, die sich's über die Gebühr bequem machen, und nicht arbeiten wollen. Zu diesen gesellt sich allerlei faul Volk, das an dem harten Bissen zu ersticken fürchtet, weil es wohl genießen, aber nicht kauen und verdauen will. Aber das waren doch alles noch weltliche Menschen: nun sehen wir aber auch fromme Leute, welche die Stadt Gottes aus lebendigen Steinen erbauen sollten, — aber Brei dazu nehmen, weil es bequemer ist.

203.

»Sechs und zwanzig Groschen gilt mein Thaler!
»Was heißt ihr mich denn einen Prahler?
»Habt ihr doch Andere nicht gescholten,
»Deren Groschen einen Thaler gegolten.«

Mir wird es so hoch angerechnet, daß ich mein Eigenthum um ein Weniges überschätze; Andere übertreiben die Ueberschätzung ihres eigenen Werthes bis in's Unverschämte: diesen wird es nachgesehen: je dreister sie sich überheben, desto mehr verstummt die Anklage, die mich wegen meiner ganz bescheidenen Unbescheidenheit der Prahlerei beschuldigt.

Aber so geht's. Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen. Wer nur ein wenig die Wahrheit verletzt, der wird gescholten: wer hingegen den Mund recht voll nimmt, der kommt ungestraft durch, weil er imponirt.

Jede Sache hat zwei Seiten: auch der Mensch hat so gewiß ihrer zwei, als er einer ist. Steigt nun Einer zur subjektiven Seite, oder vertritt er diese, etwa weil sie die unterdrückte ist, so kann er leicht bei irgend einer Uebertreibung der vertheidigten Seite als ein titanischer Egoist verschrieen werden. Dann müßte sich auch Ptolemäus, wie einst Faust, strafen lassen:

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

Und wenn nun einer umgekehrt die objektive Seite in Schutz nimmt, und darüber auch seinerseits einseitig wird, so

trifft ihn leicht der Vorwurf des Servilismus, welcher die eigene Seele an das Objekt verkauft. Dann wäre auch Kopernikus dieser servilen Seelenverkäuferei, oder einer von der Sonne erschlichenen Verrätherei gegen das Erdliebchen zu zeihen. Kurz, sobald eine Seite hervorgehoben wird, glaubt sich die andere in ihren Rechten beeinträchtigt; und es ist's auch jede gegen die andere, so lange sich beide Seiten eben nur als Individuen entgegenstehen. Darum hat weder Ptolemäus Recht, welcher das Centrum der Erde auf Kosten anderer Centra behauptet, noch Kopernikus, welcher dem abstrakten Centrum der Sonne die konkreten Centra der Erde opfert; noch kann Tycho's juste milieu gelten. Sondern die Wahrheit ist die prästabilirte Harmonie aller Central-Individuen in dem höchsten Centrum; und der Schlüssel zu dieser wundervollen Harmonie ist die — Persönlichkeit, welche eben so wohl die prahlerische Sprödigkeit des Individuums, als die zerschmelzende und zerfließende Hingabe der Pantheismus an das Ganze — berichtigt.

204.

»Niederträchtigers wird nicht gereicht,
»Als wenn der Tag den Tag erzeugt.«

Die Nacht ist älter als der Tag: sie ist die Mutter aller Dinge, der Schooß aller Entwickelung. Aus der Nacht erhebt sich erst des Tages Pracht. Das Licht, das pur für sich schaal und matt ist, zieht erst aus der Nacht, als aus seinem Leibe, die Fülle und Intension seines Glanzes. Aus Abend und Morgen sind nicht allein die ersten sechs Tage hervorgegangen, sondern alle Tage. Darum ist es eine heillose Verkehrung der natürlichen und sittlichen Ordnung, wenn der Tag an den Tag gereiht, und die Nacht dazwischen verdrängt wird. Das Licht erbleicht und verschwimmt ohne seinen dunkeln Hintergrund: die Nacht ist der Leib, der Tag ist die Seele, welche den Leib durchdringt und in ihm zum Gehalte gelangt: es kann kein Theil des andern entrathen.

Die Astronomen erzählen uns nach neuen und zuverlässigen Entdeckungen von wunderbaren Sternsystemen jenseits der Planetenwelt hoch über der Milchstraße, worin ewiger Sonnenschein herrscht, alles Licht ohne Schatten, lauter Tag ohne Nacht: »es ist als wenn das Licht für sich selbst da wäre, und sich an sich selbst ergötzte.« Dort ist also keine Veränderung, noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß, nämlich — kein Streit zwischen beiden; aber beide sind da, nur daß keins das andere ausschließt: wo die Nacht ist, da ist auch der Tag, wo der Leib ist, da ist auch die Seele. Da-

von zeugen die *Farben*, die in den Sternen von der hellsten Lichtklarheit sich offenbaren: die Astronomen unterscheiden *blau*=, *roth*=, *grün*= und *gold*=leuchtende Sterne. So kommt auch dort das Licht durch die Nacht zu der Intension seines Glanzes: nur daß alles innerlichst durchdrungen ist. Wenn in unserem Planetensystem Sonne und Planet nach ihrem Fürsichseyn als abstrakte Momente auseinanderfallen, und nur *äußerlich* zu einer Totalität zusammenfallen, so sind sie dort innerlich durchdrungen: wenn hier das Gravitationssystem nur äußerlich ist, so ist es dort ein innerliches Verhältniß geworden. So wird jeder Theil das Ganze, und bleibt doch Theil im Ganzen. Nun erzeugt nicht mehr der Tag den Tag, denn der Tag ist nicht mehr allein, noch vertreibt der Tag die Nacht, sondern er nimmt sie in sich auf, der Gegensatz zu ihr ist überwunden. Nun ist die Schwere nicht mehr der Zug eines Individuums, den in ihm selbst vermißten Mittelpunkt in einem andern *Naturwesen* zu suchen, sondern der freie Zug, der alle einzelnen Individuen, alle einzelnen Mittelpunkte mit einander im höchsten Centrum centralisirt.

Alles Wirkliche ist Einheit des Unterschiedenen, Einheit des Leibes und der Seele. Das Licht wird erst durch die Nacht zur Farbe, die Seele durch den Leib zur präsenten Wirklichkeit des Geistes. Die Frucht von Gleich und Gleich ist todt geboren: wo Gleich und Ungleich Eins werden, »da giebt es einen guten Klang.«

205.

»Was hat dir das arme Glas gethan?
»Sieh' deinen Spiegel nicht so häßlich an.«

Der Spiegel ist ein wichtiges Instrument. Dem schönen, frommen, freundlichen Gesicht ist er zum Lobe, dem ungebärdigen Gesichte, das sich im Zorne und Unwillen häßlich verzerrt, zur Strafe bereitet. Der Spiegel ist aber immer derselbe, immer sich selbst gleich, rein und klar: was hat dir das unschuldige, lichthelle Glas gethan, daß du's so finster und mürrisch, so häßlich und gräßlich anstarrst? Es straft dich damit, daß es sich gleich bleibt. »Was du im Spiegel siehst, das steckt nicht im Spiegel.«

Daher ist es zu erklären, wie und warum dieselben Menschen und Gegenstände, dieselben Naturbilder und Aussichten, die dich gestern so heiter stimmten, so vielfach bewegten, erfreuten, entzückten, heute so düster aussehen, so fahl und falb geworden sind, so kläglich sich vernehmen lassen, oder auch gar nichts zu sagen haben. Es liegt nicht an den Gegenständen, sondern an den Augen. In diesem Sinne ist es wahr, was die Alten sagten: »der Mensch ist das Maaß aller Dinge.« Das Volk sagt ungefähr dasselbe, was die Philosophen meinen; es sagt: »Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es wieder heraus.« Der Philosoph sagt und schreibt: »Wer die Welt vernünftig ansieht, den sieht sie auch vernünftig an: Beides ist in Wechselbestimmung.«

206.

»Liebesbücher und Jahrgedichte
»Machen bleich und hager;
»Frösche plagten, sagt die Geschichte,
»Pharaonem auf seinem Lager.«

Die Liebe gehört für das Leben, nicht für die Bücher: Gedichte bringt der Tag, ihr ganzes, zartes Libellen-Wesen ist zerstört, wenn sie sich vom Neujahr an durch's ganze Jahr hindurchziehen, und Jahr aus Jahr ein zur Kost dienen sollen. Darum sind die langen büchernen Liebesgeschichten, und die in die Länge des Jahres ausgedehnten Gedichte billig den Aegyptischen Plagen zuzurechnen: sie quälen und ermatten nicht minder als die Frösche, die einst Pharaonem verfolgten. Wie einst der Nilstrom von Fröschen wimmelte, die in alle Häuser und Schlafkammern, in alle Betten und Lagerstätten krochen, so wimmelt's jetzt von Romanen und überlangen Gedichten, daß die Lesewelt gar bleich und mager wird.

In Froschpfuhl all' das Volk verbannt,
Das Lieb' und Dichtung so verkannt!

207.

»So schließen wir, daß in die Läng'
»Euch nicht die Ohren gellen;
»Vernunft ist hoch, Verstand ist streng,
»Wir rasseln drein mit Schellen.«

Die Klagen über die langen Gedichte, welche weit und breit das Vaterland überschwemmen, die uralten Beschwerden über das viele Büchermachen, die sich täglich erneuern, sind eine rechtzeitige Warnung für diese kleinen harmlosen Reimzeilen aus Volks Munde. Es ist Zeit, daß sie schließen, ehe sie plagen. Ihr Zweck war, die Strenge des Verstandes ein wenig zu mildern, und die entlegene Höhe der Vernunft näher heran zu bringen, das Daseyn der Vernunft auch in niedriger Volkssphäre nachzuweisen, und gesunden Witz neu aufzulegen: darum konnten sie nicht unterlassen mit muntern Schellen lustig drein zu rasseln. Es sind mancherlei Kräfte, mancherlei Gaben, welchen die lustige Person zuruft:

Nun! seid nur brav und zeigt euch musterhaft,
Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören!

Aber wie man sich auch den vornehmen Herrschaften zu nähern versucht, der Verstand bleibt doch ein gestrenger Kritikus, der keinen Spaß versteht: und die Vernunft für sich allein ist sehr hoch und vornehm: da kann es einem ehrlichen Narrn ganz bange werden. Denn »Narrenspiel will Raum haben,« wenn es sich nicht selbst in Zeiten ein Ziel setzt. Darum heißt es: »Ende gut, Alles gut.«

208.

»Diese Worte sind nicht alle in Sachsen,
»Noch auf meinem eignen Mist gewachsen,
»Doch was für Saamen die Fremde bringt,
»Erzog ich im Lande gut gedüngt.«

Was ich hier an Lebensregeln und Reflexionen mitgetheilt habe, das kommt nicht alles aus meinen vier Pfählen: es sind auch nicht lauter Landeskinder: es sind auch viele exotische Gewächse darunter. Daher stammt alle meine Weisheit, sie ist aus allen Landen zusammengetragen, ich muß es offen bekennen, denn autochthonischer Originalität kann ich mich nicht rühmen. Fremden Saamen habe ich nach Hause getragen, da habe ich gedüngt und gesäet, gepflanzt und begossen: so sind es Pflegekinder geworden, die ich groß gezogen habe. Im fremden Boden, unter der kunstreichen Pflege der Menschenhand, veredelt sich jedes Gewächs nach den mannichfachsten Variationen.

Auch diese Reime sind aus lustigen Uebungen entstanden, »wo wir alte deutsche Kernworte amplificirt, und ihnen sodann andere Sprüchlein, welche sich in der Erfahrung eben so gut bewahrheiten, entgegengesetzt hatten. Eine solche Auswahl mag als Epilog der Puppenspiele zu einem heitern Denken Anlaß geben.«

G. W. XXVI. S. 325.

209.

»Und selbst den Leuten du bon ton
»Ist dieses Büchlein lustig erschienen:
»Es ist kein globe de Compression,
»Sind lauter Flatterminen.«

Wiewohl mehr als ein Sprüchlein dem gemeinen Leben entwachsen und dem Munde des Volkes entnommen ist, so hat es dennoch selbst in der vornehmen Welt Beifall gefunden, und neben dem guten Tone zu lustiger Kurzweil Platz genommen. Dazu mag sich auch das Büchlein wohl eignen, denn es hat nicht etwa die schwere Bestimmung, leichte, lose, flüchtige, luftige Waare auf ihren wenigen Gehalt in die Enge zusammen zu pressen und zu verdichten: seine Aufgabe ist leichter: es will nur schwere, dichte, festverwachsene, lang' verlegene Massen aufschütteln, aufrütteln, auseinandersprengen. Es ist kein langsam, mühsam Arbeitswerk, das dieses Büchlein treibt: sondern es kommt und trifft, wie der Blitz: im Moment ist's geschehn. Bald rasselt's mit hellen Schellen gellend drein: bald prasselt's auf in lauter Fladderminen.

In dem Bereiche dieses Büchleins stirbt Niemand am Herzdrücken: es ist wohl darum so wohlgelitten, weil es nicht genirt, weder sich, noch Andere. Hier fühlt sich Niemand gepreßt oder beendigt. Hier sind nicht allein die Gedanken zollfrei, sondern auch ihre Leiber, die Worte. —

Wenn die Zweige Wurzel schlagen,
Wachsen, grünen, Früchte tragen;
Möchtest du dem Angedenken
Deines Freunds ein Lächeln schenken.
  Und wenn sie zuletzt erfrieren,
Weil man sie nicht wohl verschanzet,
Will sich's alsobald gebühren,
Daß man hoffend neue pflanzet.

Aus

den Epigrammen von Venedig.

1790

am Abschlusse der ersten Hälfte des Dichterlebens.

's ist ungefähr das garst'ge Gesicht,
Aber meine Liebe siehst du nicht.

Als Knabe verschlossen und trutzig,
Als Jüngling anmaßlich und — stutzig,
Als Mann zu Thaten willig,
Als Greis leichtsinnig und grillig! —
Auf deinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

»Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
»Daß Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
»Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
»Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
»Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
»Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt? —
»Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
»Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.
»Ja, sogar der Bessere selbst, gutmüthig und bieder,
»Will mich anders, doch du, Muse, befiehlst mir allein.«

Jeder Mensch muß die ganze Geschichte der Menschheit an ihm selbst erleben und wiederholen: er ist erst ein Heide, ehe er ein Christ wird. Ist es denn ein Verbrechen, daß ich von den Heiden gelernt habe? Dazu bin ich ja in die Schule geschickt worden, welche über die Heiden Unterricht ertheilt. Oder daß ich die Schule mit in das Leben hinübergenommen habe? Für das Leben soll ja die Schule dienen. Oder daß mich kein Dogma beschränkt, so lange es mir fremd bleibt? Das Dogma gehört mir erst zu eigen, wenn es mich nicht mehr beschränkt, sondern frei macht: darum muß ich so lange warten, bis ich es mir aneignen kann. Meine Entwickelung steht unter einer höheren Leitung: ich kann ihr nicht eigenmächtig vorgreifen. Ich muß scheinen, bis ich werde.

Dennoch nimmt nicht allein der große Haufe ein Aergerniß an mir, weil er nur Gemeines an mir erkennt. Nein,

auch die Besseren, auch die Wohlgesinnten wollen mich anders. Mir gebietet aber nur der höhere Wille, der sich meine Erziehung vorbehalten hat: er wird es schon hinausführen

»Wenn auch die Welt im Ganzen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Welt-Cultur durchmachen Mich irritirt das nicht mehr, und ich habe längst einen Vers darauf gemacht, der so lautet:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.«

Eckermann's Gespr. mit Göthe. I. S. 297.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
Selbst auch thöricht zu seyn, wie es die Zeit mir gebot.

1.

»Mache der Schwärmer sich Schüler wie Sand am Meere,
— der Sand ist
»Sand, die Perle sei mein, du, o vernünftiger Freund!«

Am Meere liegen der Sandkörner viel zu Tage: in der Tiefe des Meeres liegt die Perle noch unscheinbar und verborgen.

Wenn der Irrthum zur Schwärmerei wird, so gleicht er dem Wirbelwinde, welcher den Sand in großen, dicken Staubwolken, in zahllosen Ringeln und Heerschaaren so vieler tausend Staubkörner urschnell um sich versammelt: aber das Schauspiel dauert nicht lange: so schnell der Schwarm entsteht, so schnell verfliegt er wieder.

Die Wahrheit hingegen gleicht einem Kaufmanne, der sich auf die Wanderschaft begab und gute Perlen suchte. Und da er eine köstliche Perle fand, ging er hin, und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte dieselbe sich zum Eigenthume. Sie dauert nun achtzehnhundert Jahr und noch darüber: das ist wohl wahr.

2.

»Schüler macht sich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
»Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
»Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
»Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.«

Der Irrthum, die Schwärmerei hat große Schaaren, die Wahrheit hat nur wenige, nur einzelne Liebhaber in ihrem Gefolge. Auf die Kunst verstehen sich nur Wenige: aber dem Bilderdienste läuft die ganze Menge in Venedig nach. Nicht die göttliche Wahrheit selbst ist es, die sie reizt und zieht, sondern die Menschensatzungen sind es, die sich daran gehangen und das lautere Gold vergraben haben, wiewohl es ihnen zum Grunde liegt.

Der Irrthum ist der Schein der Wahrheit: der Schein schimmert und glänzt: darum lockt er die Menge, welche der Oberfläche angehört: der Schwärmerei folgt der Schwarm. Die Wahrheit ist aber der verborgene Perlengrund, welcher einsam in der Tiefe ruht, und nur mit Mühe und Treue hervorgehoben werden kann, um zur Erscheinung zu kommen.

3.

»Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter:
»Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
»Wohl! doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
»Seid, Vernünftige, mir grad' gegenüber gestellt.«

Der letzte Tag wird die Schaafe und Böcke scheiden, zur Rechten und zur Linken. Aber ist der letzte Tag die Ewigkeit selbst? Ist die Ewigkeit nur das Letzte? Oder besteht sie nicht vielmehr in der durchdringenden Vermittelung, in der Verklärung aller Finsterniß, in dem alle Winkel erleuchtenden Lichte der göttlichen Vernunft?

Dieß ist die große Frage, welche schon manche unsterbliche Menschenseele durch das Leben begleitet, manche verleitet, manche geleitet hat.

4.

»Jeglichen **Schwärmer** schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre:
»Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrog'ne ein Schelm.«

Dreißig Jahre ein Mann! Im dreißigsten Jahre wird auch der Schwärmer zum Manne, nämlich aus einem Betrogenen ein Betrüger. Darum solltet ihr einen jeden Schwärmer ohne Ausnahme im dreißigsten Jahre an's Kreuz schlagen: wenn ihr länger wartet, so ist der Schade geschehen und nicht mehr abzuwenden. Dem Irrthume sollte gewehrt werden, damit er nicht zum Betruge aufwuchere: das Irdische sollte abnehmen, damit das Göttliche wachse.

G. W. XXVI. S. 296 — 308.

Aber die Geschichte beweiset zum Zeugnisse von der Verkehrtheit des Menschengeschlechts, daß es in der Welt umgekehrt gehalten wird. »Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche wird getrübt und gemißhandelt.« Barrabas wird losgelassen, und der Gerechte wird gekreuzigt, wiewohl zum doppelten Zeugnisse von der Verkehrtheit der Menschen, die doch nicht ihren Zweck erreichen, nicht im dreißigsten Jahre, sondern nachdem er vollendet hat, wozu er gesandt ist *). So verkehrt ist der Lauf der Welt!

---

*) Vergl. D. Franz **Theremin**: Abendstunden. II. S. 216. — D. A. **Tholuck**: die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. 1837. S. XIII. u. S. 48. — **Göthe's** Werke letzter Hand. XXVI. 103. — In Göthe's Faust lehrt auch der Baccalaureus (XLI. S. 101.) in Uebereinstimmung mit der Welt:

Hat einer **dreißig** Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am besten wär's, ihn zeitig todt zu schlagen —

Die Wenigen, die wirklich was erkannt, —
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
G. W. I. H. XXII. S. 15.

Statt dem Nebel zu wehren, ehe er zu Nacht und Finsterniß wird, sucht man jeden Funken Lichts in der Geburt zu dämpfen, der den Nebel zerstreuen und die Finsterniß erleuchten könnte. Aber sie gehen in ihrer Verkehrtheit noch weiter: wo sie die Wahrheit selbst nicht platthin todt schlagen und unterdrücken, da wird doch ihre göttliche Kraft und Herrlichkeit in ein irdisches Machwerk, die Gottheit selbst in Götzenbilder, die Kirche in Welt, die Wahrheit in's Fleisch verkehrt, das lebendigste Leben versteinert urd paralysirt, und in dieser Entstellung der heiligste Zweck zum Mittel für irdische Zwecke herabgewürdigt. Wenn ihr meinen Rath hören wollt, so nehmt euch ein Beispiel an diesen Verirrungen, die mich in Venedig umgaben. Darum wiederhole ich meine wohlgemeinte Lehre noch einmal, aber mit kürzeren, verständlicheren, einfacheren, ernsteren, besseren Worten: Kreuziget des Fleisch, das sich an jeglicher Erscheinung des Geistes ansetzt, kreuzigt das Fleisch in der Jugend, wo es noch unschuldig und unwissend, aber in dieser Unbefangenheit desto reizender und verführerischer täuscht, kreuzigt das Fleisch, ehe es zur bewußten Schuld wird. Summa: Kreuzigt euer Fleisch in Zeiten sammt den Lüsten und Begierden.

Schwärmerei ist nichts anders, als Verkehrung der Wahrheit in's Fleisch, die zuletzt zur Betrügerei wird.

---

worauf Mephistopheles, da er sein Geschäft so gut vertreten findet, erwiedert:

Der Teufel hat hier weiter nichts zu sagen.

Dennoch ist dem Dichter derselbe Teufelssinn untergelegt worden, den er als Teufelssinn in die Scene setzt.

5.

»Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
»Ihr bedeutendes Bild: lange betrügt sich das Volk.
»Schwärmer prägen den Stempel des Geist's auf Lügen
und Unsinn;
»Wem der Probirstein fehlt, hält sie für redliches Gold.«

Es ist nicht Alles Gold, was gleißt: aber es ist doch Gold oder Silber beigemischt. Kein Irrthum ohne Wahrheit, keine Schwärmerei ohne Geist, keine Menschensatzung ohne einigen Gehalt! Dadurch wird eben der Wahn so verführerisch, wenn der Probirstein fehlt, wenn das chemische Mittel fehlt, welches Aechtes und Unächtes scheidet.

Nicht ist alles Gold was gleißt,
Glück nicht alles was so heißt,
Nicht alles Freude was so scheint.
Damit hab' ich gar manches gemeint.

6.

6.

»Seid doch nicht so frech, Epigramme!« »Warum nicht?
Wir sind nur
»Ueberschriften: die Welt hat die Kapitel des Buchs.«

Meine Gedichte, selbst die kleinsten und spitzigsten, sind nichts anders als Skizzen oder Umrisse der Welt, wie sie ist, kurze Rekapitulationen der ausführlichen Kapitel, welche das Buch bilden, das wir Welt nennen. Daher kommt es, daß die Reflexionen über die Welt weltlich, profan, frech und unbändig sind: was die Welt hat, das sprechen sie ungescheut aus. Sie sind aus dem Leben gegriffen, und gehören selbst zu der Welt, die sie schildern, und von der sich auch der Verfasser, als ein ächtes Weltkind, nicht loszählen darf. Dennoch ist es eben die Welt, welche am meisten gegen diese saubern Früchte eifert, die — aus ihr kommen, und von ihr zeugen.

7.

»Wie dem hohen Apostel ein Buch voll Thiere gezeigt ward,
»Rein und unrein zeigt, Lieber, das Büchlein sich dir.

Die unreinen Gegenstände der Welt können die Seele, die davon umgeben ist und damit verkehrt, leicht verunreinigen. Aber nothwendig ist es nicht, daß der Schmutz des Gegenstandes auch in das Subjekt übergeht: es kommt eben auf das Auge des Geistes an, welches diese Gegenstände des Weltlebens betrachtet. Umgekehrt kann auch das Auge des Geistes den unreinen Gegenstand seines Verkehrs und seiner Betrachtung reinigen, nämlich unter dem Schmutze hindurch etwas Reines, und unter allem eiteln Streben einen ächten Gehalt entdecken. Es verbirgt sich oft hinter dem Schmutze eine weiße Haut: das Wasser vermag zu reinigen: sollte das Auge nicht auch so viel vermögen?

Petrus sprach sehr vornehm: ich habe noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen; aber er wurde bald gedemüthigt, und an das Unedle gewiesen. Ap. 10, 14. — 1. Kor. 1, 28.

8.

»Ein Epigramm, ob wohl es gut sei? Kannst du's entscheiden?
»Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.«

Ein Epigramm ist freilich kurz und klein. Darum ist jeder Leser schnell fertig mit seinem Urtheile darüber: am schnellsten ist ein Verdammungs-Urtheil bereit. Aber dieses Richteramt ist nicht so leicht: die Worte hast du wohl offenbar vor Augen: aber kannst du denn so leicht ergründen, was dahinter steckt? Dieselben Worte sprechen Viele: aber weißt du denn auch, was sich der Schalk dabei dachte, als er sie niederschrieb? Ein Schalk verstellt sich. Ja, wo ist der Mensch, der sich nicht verstellt, der sich ganz eröffnen könnte?

Darum, lieben Brüder, ein jeglicher Mensch sei schnell zu hören, langsam aber zu reden, und langsam — zum Verdammen.

9.

»Um so gemeiner es ist, und näher dem Neide, der Mißgunst,
»Um so eher begreifst du das Gedichtchen gewiß.«

Je unreiner und gemeiner der Gegenstand eines Gedichts ist, je mehr es, arglos wie es ist, zu bitterm Tadel und mißliebigem Urtheile Veranlassung giebt, desto besser, desto leichter glaubst du seinen eigentlichen Sinn zu fassen. Aber täusche dich nicht: der Pöbel sucht seines Gleichen überall. Wer tiefer sieht, gesteht sich frei, es ist was Anonymes dabei. In einem wirklichen Gedichte liegt unter der besondern Erscheinung ein allgemeiner und doch konkreter Gedanke, unter der offenbaren Oberfläche ein verborgener Sinn, unter dem leichten Scherzspiele ein tiefer Ernst.

»Damit hab' ich gar Manches gemeint.«

10.

»»Hast du nicht gute Gesellschaft gesehn? Es zeigt uns dein Büchlein
»Fast nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger ist.«
»Gute Gesellschaft hab' ich gesehen, man nennt sie die gute,
»Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt.«

Es ist dem Dichter mehr als einmal vorgeworfen worden, daß er seine Schildereien aus der wirklichen Welt hätte entnehmen können, ohne sich gerade mit der schlechtesten Gesellschaft gemein zu machen. Aber wo ist denn die gute Gesellschaft zu finden? Diejenige, welche die Welt so nennt, ist so glatt und platt, so fahl und bleich, daß man sie mit Farben nicht malen kann. Wo nichts ist, da hat auch der Kaiser und Dichter sein Recht verloren. Die sogenannte gute Gesellschaft ist die unwahre und unwirkliche. Darum hält sich der Dichter an die schlechte Gesellschaft, aus der noch was werden kann.

Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt.

11.

»Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr Götter,
»Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.«

Was soll ich's läugnen? ich bin weltlich und frech geworden. Das ist kein Wunder, denn ich bin in der Welt. Aber damit ist doch nur die eine Seite meiner Person, nämlich die äußere, die weltliche Seite getroffen. Die andere Seite ist das Innere, Verborgene, Heimliche, das anonyme Wesen. Die allwissende Gottheit sieht mich auch in meinem Kämmerlein: und es ist wohl auch noch eine und die andere Seele, die durch allen äußern Schein und Nebel hindurch mir mitten in's Herz hineinsieht.

»Mir wird Gott gnädig seyn. Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn, und sing' ihm Psalmen.«

Das glaubt man dem Weltkinde nicht: aber wenn ihm in einer bewegten, stürmischen Jugend, in einer dürren Periode der Aufklärung, oder auch im matten Alter in einer Stunde des Mißmuths, ein leichtfertiges oder triviales Wort wider die Wahrheit entschlüpft, das wird ihm immerfort nachgetragen, und noch oft nachgedruckt werden.

12.

»Eines Menschen Leben, was ist's? — Doch Tausende können
»Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
»Weniger ist ein Gedicht; doch können's Tausend genießen,
»Tausende — tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort.«

Was eines Menschen Leben ist, weiß kein Mensch: dennoch urtheilen Tausende darüber, nicht allein was, sondern auch wie es gewesen ist. Ein Gedicht ist viel weniger, als ein Menschenleben, aber auch um so unverständlicher. Dennoch können es Tausende genießen, ohne es darum ganz zu enträthseln: eben so wohl können es Tausende tadeln. Die es genießen, tadeln es nicht: die es kritisch richten und tadeln, haben keinen Genuß davon.

Was ist nun zu thun? Wozu nützt ein langes Leben, das doch ein Räthsel bleibt, und so viele tausend falsche Auflösungen hervorruft? Wozu dient die Poesie, welche Vielen zum Genusse, Vielen zum Aergernisse wird, aber Keinen zum vollen Verständnisse führt?

Du lebst und dichtest, und fragst: Warum? »Folge stumm.«

Jupiter Pluvius, heut' erscheinst du ein freundlicher Dämon;
Gieße nur, tränke nur fort, wäss're das durstende Land!
Nur durchwäss're mir nicht dieß Büchlein; es sei mir ein Fläschchen
Reinen Araks, und Punsch mache sich jeder nach Lust.

Verschiedenes.

Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläubiger Nadel sticht,
Ueberall soll gutes Wort ihn freuen.

Laß die Saiten rasch erklingen,
Und dann sieh in's Buch hinein;
Nur nicht lesen! immer singen! —
Und ein jedes Blatt ist dein!

1.

»Niemand will der Dichter kränken,
»Folgt er kühn dem raschen Flug;
»Wollte Jemand anders denken,
»Ist der Weg ja breit genug.«

Der Dichter bietet einen billigen Vergleich an: einen Vergleich, der auf gegenseitige Toleranz gegründet ist. Das Publikum soll ihn dichten lassen, wie's der Geist erheischt: er will es dagegen, wie Jedem beliebt, vorüber gehen lassen, wenn es von seinen Gedichten keinen Gebrauch machen kann. Aber ein Theil des Publikums hat den Vergleich nicht angenommen: zwar geht es auf breiten Wegen an seinen Dichtungen vorüber, ohne gründliche Notiz zu nehmen: aber ihn läßt es nicht ungekränkt vorüber ziehen.

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege weniges zu sagen:
Da ich aber gerne schreibe,
Mögen's meine Leser tragen!
Sollte heißen: gern dictire,
Und das ist doch auch ein Sprechen,
Wo ich keine Zeit verliere;
Niemand wird mich unterbrechen.

Der Dichter entschuldigt sich, daß er als Greis mehr schreibt, als spricht, — weil er sich in die stille Einsamkeit zurückgezogen, — und daß er dictirt, nämlich mehr monologisch als dialogisch spricht, — weil ihn der Widerspruch

nicht mehr fördert, sondern nur unterbricht. Aber das hilft ihm nicht. Wenn er schreibt, so klecksen sie; wenn er spricht, so widersprechen sie: den kurzen Reimen folgen überlange Apostrophen.

Da mache doch Einer einen Vers darauf.

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unsers Pyramiden=Lebens
Viel umher und nicht vergebens:
Denn von Außen und von Innen
Ist gar Manches zu gewinnen.

G. W. IV. 375. 376. 46.

2.

Das garstige Gesicht.

»So, liebe Lotte, heißt's auch hier:
»Ich schicke da mein Bildniß dir.
»Magst wohl die ernste Stirne sehen,
»Der Augen Gluth, der Locken Wehen:
»'s ist ungefähr das garst'ge Gesicht;
»Aber meine Liebe siehst du nicht.«

So, lieber Leser, heißt's auch hier: der Dichter schickt dir nur sein Gedicht, aber seine Liebe siehst du nicht. — —

Wohl können sich ihrer Zwei — Autor und Leser — auch aus der Ferne kennen, verstehen, lieben lernen: aber wie viel mehr ist es, wenn sie sich in die Augen sehen! Wird es doch selbst mit Feinden anders, wenn sie sich in die Augen sehen! Es ist ein Großes, einem unsterblichen Menschenkinde in die Augen zu sehen, denn das Auge ist der Spiegel der Seele, der Widerschein des unsichtbaren Geistes. Aber wie viel mehr wär' es, einem Menschen unmittelbar in das Innerste und Verborgenste seines Herzens zu sehen, unter so vielen Decken und Falten tief unten den göttlichen Lebensfunken der Liebe zu entdecken!

Sobald sich dagegen ein Aeußeres in Wort oder Bild von seinem Innern ablöset, sobald wird es auch dem Mißverständnisse ausgesetzt. Statt daß das Aeußere, wie ein Spiegel, von seinem Innern Zeugniß ablegen soll, wird es nur zu oft, von seinem innern Lebensquell getrennt, zu einem ungeschickten und unverständlichen Dolmetsch. — —

Wie auch im Bilde die hohe Stirn von Ernst und Muth, der Augen Gluth von Licht und Liebe, der Locken Wehen von frischer Freude und Freiheit zeugen, — es ist doch nur ein Bild, welches unverständlich bleibt, wenn du das Herz nicht siehst, und die Liebe nicht fühlst, wovon es zeugt. Und wer sieht das verborgene Ding, das wir Herz nennen, wer hört im leblosen Bilde das Pochen des Herzens, wer fühlt die Liebe heraus, die im Urbilde lebt?

Noch Eins! Nur Liebe sieht Liebe. Hast du kein Herz zu deinem Nächsten, so wirst du ihn auch nicht verstehen: sein Gesicht bleibt dir kalt und — garstig. Und wie das Gesicht, so das Gedicht.

Viel gute Lehren stehn in diesem Buche;
Summir' ich sie, so heißt's doch nur zuletzt:
Wohlwollend sieh' umher, und freundlich suche,
So findest du, was Geist und Herz ergötzt.

Darum ist auch jedes Gedicht weniger, als der Dichter, dessen Portrait es ist: am wenigsten ist es in der todten Schrift, am schönsten noch im belebenden Gesange.

»Ach wie traurig sieht in Lettern,
»Schwarz auf Weiß das Lied mich an!«

G. W. I. 115.

Hier spricht ein Dichter, dem insgemein die äußere Schönheit an Leib und Lied zugestanden wird, dem Herz und Liebe oft aus dem liederreichen Munde überströmten, aber doch zum größten Theile still in der Tiefe des Geistes blieben. Wenn er gleichwohl mehr als ein anderer verketzert, wenn er härter als irgend einer garstigen Gesichts und Gedichts bezüchtigt worden ist, woher kommt es anders, als weil ihm seine Richter nicht in die Augen, und noch weniger in's Herz gesehen

haben? Sie haben wohl ungefähr sein Gesicht und sein Gedicht, aber seine Liebe sehen sie nicht, »wie er von lauter Welt entfernt, im Stillen liebet, leidet, lernt.«

G. W. XLVII. S. 212.

Nun hat sich die hohe Stirn geneiget, und der Augen Gluth ist erloschen, und der Locken reiche Fülle ist im letzten Silber erbleicht: das Herz steht still, das Leibliche ist erstorben: gute Engel retten das Unverwesliche: und die Liebe bleibt den Hinterbliebenen, — wenn sie das Bild deuten, das Räthsel lösen lernen. Das Wort des Räthsels ist: Herz, Liebe.

Ist doch jeder Mensch ein Räthsel: jedes Gesicht ein Mysterium: jedes Gedicht eine Charade von zwei kleinen Worten.

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.

G. W. II. 19.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter. II. 53. 69.

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. I. 336. 337. 352.

Gönnet immer fort und fort
Bakis eure Gnade:
Des Propheten tiefstes Wort
Oft ist's nur Charade.

G. W. III. 280.

3.

Zum Verständniß.

»Soll ich dir die Gegend zeigen,
»Mußt du erst das Dach besteigen.«

»Wer das Dichten will verstehen,
»Muß in's Land der Dichtung gehen,
»Wer den Dichter will verstehen,
»Muß in Dichters Lande gehen.«

Zum Verständnisse gehört mehr als Demonstration, mehr als Hinweisung auf den Gegenstand. Wie auch der Lehrer seinem Schüler den Gegenstand aus der Ferne zeigen möge, zum Verständnisse kommt der Scholar doch nicht anders, als wenn er auch den Standpunkt des Lehrers zu erreichen vermag, und wenn er gleichzeitig, statt die Sache von Außen und aus der Ferne anzusehen, mitten in sie hineinschreitet, und mitten in ihrem Leben selber lebt. »Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.«

Zum Verständnisse gehört also zweierlei: Erhebung und Erlebung, oder Höhe und Tiefe. Darum ist auch beides wahr: 1) der Prophet gilt nirgends weniger als im Vaterlande: denn er befindet sich in der Höhe über dem Lande; 2) der Pfennig gilt nirgends so viel, als wo er gemünzt ist: denn hier ist er in seiner Werkstätte. — —

»Gegen die großen Quellen überschwenglichen Lebens verhält sich die Welt überall nur wie Naschende, die ein Weniges erhaschen.«

»Meine

»Meine Schriften« sagt Göthe vertraulich, »können nicht populär werden:« sie können trotz ihrer Allen zugänglichen und Alle ansprechenden Popularität nicht zu einem innersten Verständnisse für Alle gelangen.

Eckermann's Gespr. mit Göthe. II. 34.

Wartet nur! Alles wird sich schicken,
Was man von mir auch denken mag;
Mein Buch bringt es einmal zu Tag
In usum Delphini mit Lücken.

G. W. XLVII. 255.

Das Licht wird sich mehren, die Nachwelt wird immer mehr verstehen lernen, aber Lücken werden immer bleiben, wie dunkle Flecken bleiben im hellsten Vollmonde. So wird auch in den besten Ausgaben in usum Delphini Etliches ausgelassen, das nur Anstoß, Aergerniß und Mißverständniß bereiten könnte. Solchen Lücken zum populären Gebrauche unterwirft sich der Dichter zum Voraus.

4.

Besserem Verständniß.

»Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Räthsel zu lösen:
»Denn der prophetische Geist ruft die Verständigen an.
»Jene nenn' ich die Klügsten, die leicht sich vom Tage belehren
»Lassen; es bringt wohl der Tag Räthsel und Lösung zugleich.«

Das Büchlein enthält mancherlei Räthsel und Talismane; es enthält Verborgenes und auch die Schlüssel dazu. Diese findet nur der Geist, welcher dem Verstande zu Hülfe kommt: er findet sie — heute, zur rechten Stunde: wer klug ist, versäumt nicht den gelegenen Tag. Es bringt wohl jeder Tag eine neue Lösung, aber auch eine neue Aufgabe, ein neues Räthsel. Der Geist ist — prophetisch, vorwärts strebend.

»Manches können wir nicht verstehn.«
Lebt nur fort, es wird schon gehn.

Jedes Gedicht hat zwar den Geist zu seinem Vater; aber seine Mutter ist die Gelegenheit, die Lebenserfahrung. Die Erfahrung ist die Aeußerlichkeit der Ergebnisse, in so fern sie sich verinnert. So genügt auch zum Verständnisse des Gedichts nicht der Geist, der der Vater des Verständnisses ist; sondern es gehört auch die Gelegenheit dazu. Ohne Erfahrung bleibt selbst das kleinste, harmloseste Gedicht ein Räthsel, jeder Dichter ein Bakis. Es meint wohl Jedermann diese schlichten Reimzeilen und Reflexionen zu penetriren: es

sind aber dennoch lauter Orakel, die sich nicht eher erschließen, bis ihre Stunde kommt.

Außer der rechten Stunde gehört zum Verständnisse auch der rechte Ort, die geeignete Stellung zum Gegenstande. Muß doch jeder Beschauer zu jedem Gemälde den rechten Platz suchen! Der rechte Ort zum vollkommenen Verständnisse ist aber das Innere des Gedichtes: in so fern gehört zu jedem Verständnisse Einweihung.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster,
Und so sieht's auch der Herr Philister.
Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle,
Da ist's auf einmal helle.

G. W. III. 179.

5.

Räthsel.

»Viele Männer sind hoch zu verehren,
»Wohlthätige durch Werk und Lehren:
»Doch wer uns zu erstatten wagt,
»Was die Natur uns ganz versagt,
»Den darf ich wohl den größten nennen:
»Ich denke doch, ihr müßt ihn kennen?«

Πᾶσα γὰρ τέχνη καὶ παιδεία τὸ προσλεῖπον βούλεται τῆς φύσεως ἀναπληροῦν.

Arist. Pol. VII. in fine.

Es sind eigentlich zwei Fragen, die an uns gerichtet werden: nämlich was uns fehlt und wer uns hilft, oder was uns nach unserer Natur ganz versagt ist und wer unsern Mangel deckt, vertritt, erfüllt, ersetzt. Es wird aber auch vorausgesetzt, daß wir nicht allein unsern Schaden, sondern auch den Wohlthäter, der dafür gut ist, bereits kennen. Das Räthsel setzt mithin seine Auflösung schon voraus: es kann also nicht schwer zu rathen seyn.

6.

Vergangenheit und Zukunft.

»Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
»Denn was Gestern und Eh'gestern gesprochen, — wer hört's?«

»Auch Vergangenes zeigt euch Bakis; denn selbst das Vergang'ne
»Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthsel vor dir.
»Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige: Beides
»Schließt an heute sich rein, an ein Vollendetes, an.«

»Wer nicht von dreitausend Jahren
»Sich weiß Rechenschaft zu geben,
»Bleibt im Dunkeln unerfahren,
»Mag von Tag zu Tage leben.«

Der Mensch kann nicht in die Zukunft sehen. Das bekennet Jedermann, und darum ist die Weissagung als Wahnsinn verschrieen. Aber die Ursache dieser Unkenntniß der Zukunft ist weniger bekannt. Wir kennen die Zukunft nicht, weil wir weder die Vergangenheit, noch die nächste Gegenwart kennen, aus welchen die Zukunft uns zukommt, wie Zufall.

Wir meinen zwar die Gegenwart zu kennen, aber diese ist gerade die räthselhafteste von allen Zeit-Dimensionen. Wer kann die Gegenwart kennen, ohne ihre Faktoren? Ihre Fak-

toren sind Vergangenheit und Zukunft: die Einheit derselben ist **Heute**. Darum ist **Heute** so das Flüchtigste und Zarteste, wie das Steteste und Festeste. Die Gegenwart ist stets die Vollendung der Zeit *).

Was sollen wir nun zu dem negativen Unternehmen der historischen Kritik sagen, welche jede Zeitabtheilung nur aus ihr selbst erklärt, und dem Vergangenen, das sie kennt, oder doch kennen könnte, weil es da ist, mit einem Vergangenen, das sie nicht kennt und nicht kennen kann, den Krieg erklärt? — Am Ende wird doch Bakis Recht behalten, und — Gamaliel.

G. W. I. 113. IV. 337. XIII. 270. 315.

---

*) Hegel u. seine Zeit. Mit Rücksicht auf Göthe. S. 87.

7.

Lehre und Leben.

»Seltsam ist Propheten=Lied,
»Doppelt seltsam, was geschieht.«

Was die Dichter singen, was die Propheten verkündigen, das wird insgemein als seltsam und wunderlich, als — unbegreiflich, als unmöglich und unwirklich angesehen. Aber die Wenigsten denken daran, daß das, was täglich geschieht, das allerseltsamste und erstaunenswürdigste Wunder ist. Wenn Poesie und Prophetie Wunder sind, so sind es Geschichte und Erfahrung noch viel mehr. Wir leben Tag für Tag unter den seltsamsten Wundern. Oder verstehst du etwa, was geschieht, und wie es sich fügt, und wie so viel tausend Kräfte zusammen wirken? woher es kommt und wohin es geht? Alle Lehre ist nur darum wunderbar und seltsam, weil das Leben selbst ein Wunder ist. Poesie und Prophetie sind nicht wunderlicher, als die Wirklichkeit, aus der jene Lehrweisen ihren Stoff schöpfen; ja die Wirklichkeit ist der allerseltsamste Roman, dessen verworrene Fäden und umfaßliche Kombinationen alle Lehre und Fantasie bei weitem überflügeln. Was wir haben, leben, lehren, dichten und weissagen, das kommt Alles aus der Ueberlieferung.

Nichts ist unhistorischer, als die Geschichte platt zu treten, und aller Wunder zu entkleiden: nichts unphilosophischer, als die Geschichte gar zu vernichten.

Gegenwärtig thut nichts so noth, als die Philosophie der Geschichte, d. h. die Erkenntniß des unsichtbaren Geistes in den sichtbaren Ereignissen, welche aus dem Gegebenen gewonnen wird, das als gegeben endlich ist. Wer aber auch auf diesem Gebiete nur subjektive Gedanken, wie Wasser aus dem Schwamme, herauszieht, um dann den Schwamm, als nicht mehr brauchbar, wegzuwerfen, — der versteht sich schlecht auf die Geschichte, welche nicht bloß Unendliches in endlichen Erscheinungen nachzuweisen, sondern auch das Endliche im Unendlichen anzuerkennen hat, und von den geheimen Mächten des Geistes zeugt, die in allem, was geschieht, wie aus einer andern Welt, zu Tage kommen.

8.

Originalität.

»Gern wär' ich Ueberliefrung los,
»Und ganz original;
»Doch ist das Unternehmen groß
»Und führt in manche Qual.
»Als Autochthone rechnet' ich
»Es mir zur höchsten Ehre,
»Wenn ich nicht gar zu wunderlich
»Selbst Ueberliefrung wäre.«

Wenn der Mensch, der doch selbst vorabgesetzt ist, mit dem Vorsatze, sich aller Voraussetzungen zu entschlagen, an das Denken gehen wollte, so würde er sogleich nicht allein mit sich selbst, weil er selbst vorausgesetzt ist, sondern auch mit seinem Vorsatze, der die erste Voraussetzung ist, in einen doppelten, aber heilsamen Widerspruch, in einen magischen Zirkel treten, an dem viel zu lernen ist. Zunächst wird er daraus lernen, daß er sich und das Andere zwar selbst nicht voraussetzen, aber vorausnehmen, dagegen aber aller eignen Voraussetzungen, mithin auch jenes Vorsatzes sich entschlagen muß, um die Sache selbst walten, sich bewegen und entwickeln zu lassen. Die Ueberlieferung denken heißt sie stückweise werden und noch einmal entstehen sehen. Hüte dich nur, daß du dann vor den Theilen nicht das Ganze, vor den Bäumen nicht den Wald aus dem Auge verlierst.

Original zu seyn ist freilich die höchste Ehre, nämlich die Ehre, die Gott allein gebührt. Der Mensch hat aber seine Origines in Gott, aber zugleich als ein Glied der Menschheit in der Ueberlieferung oder Geschichte, als Naturwesen — in der Erde.

9.

Den 31. Oktober 1817.

»Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
»Der Prediger steht zur Wache,
»Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
»Ist aller Deutschen Sache.«

»Auch ich will Gott gegeb'ne Macht
»Nicht ungenutzt verlieren,
»Und will in Kunst und Wissenschaft
»Wie immer protestiren.«

Der Protestantismus hat nach seiner wesentlichen Bestimmung eine doppelte Seite: nämlich **erstens** gegen jede Einseitigkeit zu protestiren, **zweitens** für eine Seite, nämlich für diejenige, welche gerade unterdrückt wird, zu kämpfen. Eins folgt wesentlich aus dem andern. Jenes ist die Negation, die Opposition: dieses die positive Seite, Affirmation, Konfession. Der Protestantismus ist daher in seinem innersten Wesen verletzt, wenn entweder sein Kampf gegen die Einseitigkeit in ihrer Bestimmtheit, oder umgekehrt sein Kampf für die eine Seite, näher für die, welche unterdrückt wird, wenn dort die Opposition gegen die Bestimmtheit, hier die affirmative Vertheidigung Einer bestimmten Seite einseitig festgehalten wird. Daraus erklärt sich sowohl der rationalistische, als auch der orthodoxe Mißbrauch des Protestantismus.

Es war ächt protestantisch, daß Luther gegen die todten Werke für den Glauben allein: es war aber auch eben so

ächt protestantisch, daß Spener gegen den todten Glauben für die frommen Werke kämpfte.

In diesem Sinne gewinnt es sein volles Licht, wenn Göthe in seinem Familienkreise, der davon in Folge der modernen Bildung der Zeit nichts weiß, den Schulmeister macht, um den Unterschied zwischen Glauben und guten Werken verständlich zu machen.

»Die Lehre von den guten Werken, daß nämlich der »Mensch durch Gutesthun, Vermächtnisse und milde Stif»tungen eine Sünde abverdienen und sich überhaupt in der »Gnade Gottes dadurch heben könne, ist katholisch. Die Re»formatoren aber, aus Opposition, verwarfen diese Lehre, »und setzten dafür an die Stelle, daß der Mensch einzig und »allein trachten müsse, die Verdienste Christi zu erkennen, und »sich seiner Gnade theilhaftig zu machen, welches denn frei»lich auch zu guten Werken führe. So ist es: aber heutiges »Tages wird alles durcheinander gemengt.«

Eckermann, Gespr. m. Göthe. I. 356.

10.

Anerkennung.

»Herr Jesus, der die Welt durchwandert,
»Ging einst an einem Markt vorbei;
»Ein todter Hund lag auf dem Wege,
»Geschleppet vor des Hauses Thor,
»Ein Haufe stand um's Aas umher,
»Wie Geier sich um Aeser sammeln.
»Der Eine sprach: mir wird das Hirn
»Von dem Gestank ganz ausgelöscht.
»Der Andre sprach: was braucht es viel,
»Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück.
»So sang ein Jeder seine Weise,
»Des todten Hundes Leib zu schmähen.
»Als nun an Jesus kam die Reih',
»Sprach, ohne Schmäh'n, er guten Sinnes,
»Er sprach aus gütiger Natur:
»Die Zähne sind wie Perlen weiß.
»Dieß Wort macht den Umstehenden,
»Durchglühten Muscheln ähnlich, heiß.«

Für den Kammerdiener giebt es keinen Helden. Der Pöbel sieht nur Pöbel in ihm: und daran ist so viel wahr, daß er auch ein Sünder ist. Wer aber tiefer hinein sieht, in sich und in den Nächsten, der schmähet nicht, sondern hebt das Gute, das Bleibende an dem Sünder hervor. Der ganze Leib wird zum Aas, aber die Zähne sind doch perlenweiß. Der in das Innerste und Verborgenste sieht, der nahm sich auch einer offenbaren Sünderin gegen die Schmähungen des Volks an, und sprach: Wer sich ohne Sünde weiß, der werfe den ersten Stein auf sie.

11.

Evangelien-Harmonie.

»Vom Himmel steigend Jesus bracht'
»Des Evangeliums ewige Schrift,
»Den Jüngern las er sie Tag und Nacht;
»Ein göttlich' Werk es wirkt und trifft.
»Er stieg zurück, nahm's wieder mit;
»Sie aber hatten's gut gefühlt,
»Und Jeder schrieb, so Schritt vor Schritt,
»Wie er's in seinem Sinn behielt,
»Verschieden. Es hat nichts zu bedeuten:
»Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
»Doch damit können sich die Christen
»Bis zu dem jüngsten Tage fristen.«

Im Anfang war das Wort bei Gott: aber in der Fülle der Zeit hat es sich hernieder gelassen, den Menschen sich zu offenbaren: nun ist es wieder zur Rechten Gottes. Warum suchst du hier das Urevangelium? Hast du nicht genug an vier Evangelien, in deren Gefäßen es nach verschiedener, aber immer reiner Spiegelung, nach verschiedener, aber treuer Receptivität geoffenbart ist. Damit können sich die Christen bis zu dem jüngsten Tage fristen. Lasse dir an Gottes Gnade genügen.

»Die Evangelisten mögen sich scheinbar widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht.« Vergl. XXVI. 104.

12.

Ehe.

Es ist gut.

»Bei Mondenschein im Paradeis
»Fand Jehova im Schlafe tief
»Adam versunken, legte leis'
»Zur Seit' ein Evchen, das auch entschlief.
»Da lagen nun in Erdeschranken
»Gottes zwei lieblichste Gedanken. —
»Gut!!! rief er sich zum Meisterlohn —
»Er ging sogar nicht gern davon.

»Kein Wunder, daß es uns berückt,
»Wenn Auge frisch in Auge blickt,
»Als hätten wir's so weit gebracht,
»Bei Dem zu seyn, Der uns gedacht!
»Und ruft er aus, wohlan! es sei!
»Nur, das beding' ich: alle Zwei!
»Dich halten dieser Erde Schranken,
»Liebster von allen Gottesgedanken!«

Nicht die einfache Einheit ist das Beste: sondern die Einheit der Zwei in Gott. Diese Einheit ist die Vollendung der endlichen Pluralität: ihre Basis ist die heilige Ehe: ihr Urbild ist die Trinität.

Kein Lebend'ges ist nur Eins,
Immer ist's ein Vieles.

13.

Der getreue Eckardt

»Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
»Ein Vater, ein Lehrer, ein Alderman spricht,
»So horchet und folget ihm pünktlich.
»Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
»Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut:
»Dann füllt sich das Bier in den Krügen.«

Das Wunder erlischt mit dem Glauben: nicht weil es an sich fehlt, sondern weil helle Kindesaugen, Glaubenslichter dazu gehören, es zu sehen; der Glaube erlischt mit der Treue, welche sich die Augen klar, rein und gesund erhält; die Treue erlischt mit dem Gehorsam, welcher dem, was da ist, der Wirklichkeit und ihrer Vernunft, still und schweigsam sich unterordnet.

Das Gift, welches Wunder, Glauben, Treue, Gehorsam tödtet, die Seuche, welche dem gesunden Leben feindlich entgegentritt, ist — der Zweifel, der sich nicht allein unberufen, sondern auch unbelehrt, in Alles mischt, — was er nicht versteht, Alles beschwatzt, und darüber das Beste unter den Händen verliert. Der Zweifel ist der gefährlichste Starrkrampf, der jeder Regung des Lebens ein Ende macht: darum bleibt ihm immer nur als Gegenstand ein Leichnam, den er, als wär's der Leib, zu kritisiren nicht unterläßt. —

Es ist ein bedeutendes Wort, welches uns zuruft:

»Rühre nicht, Bock, denn es brennt.« Weil es so bedeutend ist, darum ist es den verschiedensten Stufen des Verständnisses unterworfen *). Zur Erkenntniß der innersten Wahrheit gehört nichts so sehr, als treue Stille, gehorsame Schweigsamkeit, züchtige Enthaltsamkeit, und andächtige Betrachtung, die ein Weilchen warten kann.

---

*) Hiermit sind wir zugleich an das Kästchen erinnert, das Niemand rütteln und untersuchen durfte. Vergl. I. 152. — Unser Dichter hatte frühzeitig das alte Testament mit lebhafter Theilnahme studirt, und daraus auch den Dienst der Kahathiter an der Stiftshütte kennen lernen. 4. Mos. 4, 15. 19. — Vergl. Eckermann's Gespr. mit Göthe. I. 339.

14.

Dr. Bahrdt.

Lukas.

»Mögen gar nichts weiter verkehren mit dir.«

Frau Dr. Bahrdt.

»Die Kerls nehmen keine Lebensart an.«

Dr. Bahrdt.

»Komm, 's sollen ihre Schriften dran.«

Daß den Evangelisten so häufig der Zweifel dumm und täppisch entgegentritt, das kommt daher, daß sie — durch den Glauben an den Größten — so groß sind. Der Zwerg läßt sie nicht gelten, weil er doch auch was gelten will. Dr. Bahrdt sagt's gerade heraus, den Evangelisten in's Gesicht:

Der Zwerg, der münzt die Riesen ein,
Und thut ein tüchtig Kupfer drein.
Da mag's denn wieder fort cursiren!
So müßt ihr auch, wollt ihr ruliren,
Und in Gesellschaft euch produciren,
So müßt ihr werden wie — unser einer, —
Geputzt, gestutzt, — glatt, — 's gilt sonst Keiner.

Und weil nun die Riesen unter solchen Bedingungen mit dem Zwerglein nicht verkehren können, so fängt dieses zu schimpfen an. Die Schmähungen zeugen am besten davon, daß es seine Gegner nicht kennt. Es mangelt dem armen

Zwerglein das Beste, — nämlich Bekanntschaft, Verkehr und Umgang mit den vier Herren und ihren Thieren, die Zwerges-Demuth, die groß macht.

Aber soll denn der gelehrte Doktor bei den Evangelisten in die Schule gehen, die jedem Schüler so Großes und Unglaubliches und Wunderbarliches unverschämter Weise aufbürden und daran zu glauben zumuthen, und gar nicht mit sich handeln, noch ein Titelchen sich abdingen lassen? Das steht dem Doktor nicht an: es verdrießt ihn vielmehr, daß die Evangelisten nicht von ihm Lehre annehmen wollen, ihre großen Sachen klein zuzuschneiden und das alte schwere Geld zur gangbaren Scheidemünze des natürlichen Weltverstandes umzuschmelzen. Weil sie darauf nicht eingehen, so erklärt er ihnen den Krieg: und die Frau nimmt den Mann gegen den unmanierlichen Besuch in Schutz.

Frau Dr. Bahrdt.

»Die Kerls nehmen keine Lebensart an.«

Dr. Bahrdt.

»Komm, 's sollen ihre Schriften dran.«

15.

Neueste Kritik.

»Wer sich erkennt im Knaben gut,
»Der sei vor Füchsen auf seiner Hut.«

Es ist die Art des Fuchses, daß er die Trauben sauer nennt und schmäht, wenn er sie nicht erreichen kann: denn sie sind ihm zu hoch und zu wunderlich: was ihm nicht mundrecht, was nicht platt und ordinär genießbar ist, das kann er auch nicht gelten lassen. Diesem Fuchse gleicht die Verstandes-Kritik, d. h. diejenige Stellung zur Sache, die nicht drin, sondern draußen ist: es sei drüber, wie sie's nennt, weil sie sich im luftleeren Raume befindet, oder drunter, weil sie die Sache selbst nicht fassen kann. Diese Kritik kann nichts machen, aber sie kann zerstören: sie hat schon oft ein Täublein gerupft und in Fetzen zerstückt.

Wer nun etwa an der Fabel von dem Fuchse, der das Täublein des treuherzigen Knaben rupft, auf sich selbst aufmerksam wird, und gern seinen Schatz, sein Taubenherz, sichern will, nun, — der sei auf seiner Hut vor den klugen Füchsen, die nicht in die Höhe können, und darum so gern das Hohe und Wahre — der Erde und die Vernunft dem natürlichen Verstande gleich machen. Die Füchse finden überall zu mäkeln und zu rupfen.

Wohl führt' ich den Freund in die Galerie,
Voll Menschenglut und Geistes,
Mir wird's da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.

Und sieh, da ging mein Herr herum,
Und stochert sich die Zähne,
Registrirt in Catalogum
Mir meine Göttersöhne.
Mein Busen war so voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten,
Um ihn versammelten Männer sich,
Die ihn einen Kenner nannten.

16.

Der Zweifel.

»Ich bin der Geist, der stets verneint.«

Die Negation für sich hat keinen Inhalt: sie verneint nur den Inhalt, der ihr als Gegenstand entgegentritt.

»Auf Teufel reimt der Zweifel nur.«

Der Zweifel ist wesentlich die Negation der Wahrheit, die außer ihm ist: er selbst ist für sich ohne Inhalt, und noch überdieß der Feind alles realen Inhalts. Etwas Anderes ist die Stellung des Subjekts zur Wahrheit, wenn es die Wahrheit zwar noch nicht anerkennt, aber sucht, statt sie als einen fremden Inhalt von sich zu stoßen.

So ist der Teufel ein Lügner vom Anfange: sein Gesell ist der Zweifel, und dessen Kebsweib aus seiner eigenen Seite die negative Kritik.

Mit großer Lust und großem Glück
Hält ihr Serail hier Frau Kritik. —
Sie hat weder Leut' noch Land,
Auch weder Kapital noch Pfand,
Sie bringt auch selber nichts hervor,
Und lebt und steht doch groß im Flor.

Am Fenster läßt sich einer blicken,
Der reißt gar alles grob in Stücken:

Ein Andrer mißt das Werk mit Ellen:
Ein Dritter läßt's auf der Wage schnellen:
Ein Vierter, oben auf dem Haus,
Klopft gar die alten Kleider aus.
Die meisten arbeiten wie in der Gruft,
Und kommen selten an frische Luft.

Wie der Zweifel, welcher die Wahrheit abweiset, von der Forschung, Skepsis, welche die Wahrheit sucht und ihr nachgeht, sich unterscheidet, so ist die Kritik, welche die Wahrheit wie ein altes Kleid ablegt und wegwirft, von der Dialektik verschieden, welche den Inhalt unverletzt und unverkümmert wiedergewinnt.

17.

Die Geschichte.

»Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
»Das ist im Grund der Herren eigner Geist.«

Faust verzweifelt an der realen Wahrheit der Geschichte. Die Geschichte ist die Basis alles wirklichen Glaubens, denn der Glaube ist das Vertrauen zu dem Daseyn des göttlichen Geistes, die Ueberzeugung, daß nicht allein das Unendliche im Endlichen, sondern auch das Endliche im Unendlichen und kraft des Unendlichen wesentlich und wirklich ist: die Geschichte ist die Entwickelung des Endlichen nach seinem göttlichen Keime. Mit der Geschichte erlischt auch das Licht des Glaubens, weil dieser wesentlich auf der Geschichte ruht.

Dieses Mißtrauen gegen die Realität der Geschichte, gegen die Ewigkeit des Endlichen, ist der verderbliche Irrthum, an dem Faust scheitert, und aus dem Zweifel in die Verzweiflung stürzt.

Und doch ist es eine große Wahrheit, die ihn in seinem Irrthume bestärkt. Die Wahrheit trifft aber nicht die Geschichte, sondern die subjektive Kritik, welche sich selbst eine Geschichte jedes Jahrhunderts erfindet und künstlich zusammenleimt, um damit — jede wahrhafte Erscheinung des Jahrhunderts, welche auf die Nachwelt wirklich gekommen ist, zu verdächtigen und zu verkümmern. Diese Wahrheit trifft mithin die sogenannte historische Kritik, der Irrthum wendet

sie aber, verblendet wie er ist, gegen die objektive Geschichte selbst, welche mittelst der Ueberlieferung von der Aechtheit ihrer Vergangenheit Zeugniß ablegt.

Es ist die erste Lüge der historischen Kritik, wenn sie sich, wie sie's täglich thut, Geschichte nennt, und namentlich im Gegensatze zu der Kirche, welche wesentlich historisch ist, als historisch gelten will. Diese Lüge verführt und vergiftet manchen Faust.

Die beste, nämlich die objektive Kritik der vergangenen Geschichte ist die Gegenwart, welche nach Gamaliel's Zeugnisse die Wahrheit der Vergangenheit aufbewahrt und aus ihr selbst weiter entwickelt. Wir finden sie in der Kirche.

18.

Die Täuschung.

»Bin ich denn abermals betrogen?
»Verschwindet so der geisterreiche Drang?
»Daß mir ein Traum den Teufel vorgelogen?
»Und daß ein Pudel mir entsprang?«

Wenn du mit dem Teufel verkehrst, so bist du immer betrogen. Denn wenn er mit dem Zweifel zugleich bei dir Eingang findet, so bringt er nichts mit, ondern er vernichtet nur, was da ist.

Was willst du armer Teufel geben?

Und wenn er sammt dem Zweifel Abschied nimmt, so bist du abermals betrogen, denn er kann nichts zurücklassen, als — Leere.

Der Teufel sucht dir wohl einen geisterreichen Nimbus vorzuspiegeln, von welchem du dir die vermißte Befriedigung versprichst: aber wenn's dann zum Treffen kommt, so springt ein garst'ges Thier aus dem Zauberkreis hervor: und der Geistes-Drang endet im Fleische.

19.

Verstockung.

Chiron.

»Der Tochter Aeskulap's, wohlthätig milde,
»Der lieblichsten aus der Sibyllen-Gilde,
»Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen,
»Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.«

Faust.

»Geheilt will ich nicht seyn! Mein Sinn ist mächtig!
»Da wär' ich ja wie Andre niederträchtig.«

Chiron.

»Versäume nicht das Heil der Quelle! —
»Geschwind herab! Wir sind zur Stelle!« —

Die subjektive Regsamkeit und Strebsamkeit hat es an der Art, daß sie bei keinem Gegenstande verweilt, weil sie alle Gegenständlichkeit geringschätzt. Und sie muß alles Gegenständliche wieder geringschätzen, weil sie dabei nicht verweilt, um es kennen zu lernen. Darum ist diese bloß subjektive Thätigkeit mit der hartnäckigsten Verstockung gegen objektive Hülfe verbunden. Das war Faust's schwerstes Leiden, daß er bei aller unruhigen, ihrer Hülfsbedürftigkeit sich bewußten Thätigkeit, Hülfe und Heilung von höheren Mächten verschmähte, und dagegen trotzig sich auflehnte.

So verschmähte er erst die Rettung, woran Margarete genesen war. So verschmäht er auch jetzt die eigentliche Hülfe: er verlangt nur Befriedigung seiner Begierde.

Noch kommt er zu keiner Besinnung: aber — später.

20.

Das Geleite.

»Die ihr dieß Haupt umschwebt im luft'gen Kreise,
»Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weise.«

Wie auch Faust in seiner Verstockung alle Winke von Oben, zuletzt auch Chiron's Rath verschmäht, und von allen guten Geistern sich lossagt, sie geleiten ihn dennoch, ohne daß er's merkt, sie nahen sich zur guten Stunde, ob er etwa nun ihre Stimme vernehmen möchte. Aber er hört noch nicht, und was ihm Gutes wird, das schreibt er nicht ihnen, sondern der sichtbaren Natur zu, in der er allein den Spiegel menschlichen Bestrebens findet, und der er doch wieder unter ihrem vergänglichen Wechsel nicht trauen kann. Wie ist ihm nun zu helfen?

Die Engel, die den Strebsamen zuletzt doch noch schirmen, retten, zur Reinigung und Läuterung geleiten, ohne ihm Züchtigung und Stäupung zu ersparen, dieselben Engel erscheinen schon lange zuvor als muntere Elfen: sie treten nicht erst bei seinem Tode wie aus dem Stegreife hervor, sondern sie haben ihn von Weitem durch das Leben geleitet, sie haben ihm manches Liedlein auf seinen Irrfahrten in guter Stunde vorgesungen: er hat auch manche gute Regung angenommen, und Labung empfangen: so ist er gefristet und erhalten worden mitten in der unseligen Wüste eines verirrten Lebens.

An dieser unsichtbaren Begleitung erklärt sich das Räthsel, daß der Sünder an der Verzweiflung, welche der Tod ist, doch nicht stirbt, sondern zuletzt an der Hoffnung, — welche das Leben ist.

21.

Sünde in letzter Instanz.

»Mein Hochbesitz er ist nicht rein, —
»Das Wenige dort ist doch nicht mein. —
»Die Alten droben sollten weichen,
»Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz,
»Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
»Verderben mir den Weltbesitz. —
»So sind am härtsten wir gequält,
»Im Reichthum fühlend was uns fehlt.«

Je weiter sich Reichthum und Habsucht ausbreiten, desto enger und zehrender wird das Herz. Mit der äußern fessellosen Freiheit wächst auch der Krebsschaden innerer Knechtschaft: indem die Freiheit nach Außen alle Fesseln durchbricht, setzen sie sich nach Innen fest. Je mehr die Gunst des Schicksals den Sünder bereichert und — verwöhnt, desto herber quält ihn die Mißgunst, die an des Nachbars kleiner, friedlicher Hütte sich ärgert, und den *eigenen* Reichthum durch das wenige *fremde* Eigenthum beschränkt und beengt fühlt.

Auch hier geschieht was längst geschah,
Denn Naboth's Weinberg war schon da.

(Regum I. 21.)

22.

Letzte Versuchung.

»Dürft' ich zum Augenblicke sagen:
»Verweile doch, du bist so schön! —
»Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
»Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.«

Faust stürzt sich von Sünde in Sünde: aber er gefällt sich in keiner, er beharrt in keiner; was er erreicht, das flieht er auch. Nun kommt auch die Versuchung, in dem Siege des eigenen Willens sich zu gefallen, und, abgelöset von der eigentlichen Kraft, in der eigenen Kraft Behagen und träge Ruhe zu finden, — es ist nur noch ein Sumpf im Wege, der Sumpf der Sünde, — denn das letzte Kirchlein ist schon im Rauch aufgegangen, — da kommt mit der letzten und gefährlichsten Versuchung auch — die Rettung, der höchste Augenblick, nämlich der Tod, der den Vielversuchten der letzten Versuchung enthebt.

Die Uhr steht still: sie schweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt: es ist vollbracht.

Es ist vollbracht, aber nicht vorbei. Faust stirbt nicht an der Verzweiflung, sondern an der Hoffnung, am — Vorgefühle wirklichen Lebens.

23.

Buße.

»Mensch war ich sonst, eh' ich's im Düstern suchte,
»Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
»Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,
»Daß Niemand weiß, wie er ihn meiden soll.«

Zur Bekehrung, zur Sinnesänderung, zu heilsamer »Umartung,« μετανοια, gehört auch die Reue, der rückwärtsgewandte Schmerz, aber er reicht allein nicht aus. Das eigentliche Wesen wirklicher Bekehrung ist vorwärtsstrebend; Buße heißt wörtlich Besserung.

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Faust kommt spät zur Reue, zu einer kurzen, aber inhaltschweren Reue: er kommt zu der schmerzenvollen Einsicht, daß er sich den Spuk der unsaubern Gedanken und Erscheinungen, die ihn verfolgen und nicht loslassen, freventlich selbst bereitet hat. Dieser Spuk ist der Alp, der im Traum auf uns liegt: wir suchen uns wohl los zu machen, und strengen alle Kräfte dagegen an: aber er weicht nicht: er verstrickt und verdüstert die Seele, und lähmt die Willenskraft, die sich dagegen erhebt. Aber zuletzt kommt dennoch die Hülfe, die den Strebenden erlöset, ihn »dankend umzuarten.«

Eckermann, Gespr. mit Göthe. II. S. 350.

24.

Glocken-Töne.

»O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
»Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!«

Die süßen Himmelslieder tönen wohl fort, aber berauscht und verzaubert hört Faust nichts davon. Er bekennt es noch zuletzt.

Ich bin nur durch die Welt gerannt.

Und wenn er es endlich doch vom Berge herunter klingen hören muß:

Laßt uns zur Kapelle treten!
Letzten Sonnenblick zu schauen.
Laßt uns läuten, knieen, beten,
Und dem alten Gott vertrauen;

so ärgert's ihn.

Verdammtes Läuten! — —
Des Glöckchens Klang, der Lieder Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Wie schaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und — ich wüthe.

Und doch ist's zuletzt solcher Sang und Klang, es ist das von Mephistopheles verfluchte Bimbaumbimmel,

Mischt sich in jegliches Begebniß,
Vom ersten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre zwischen Bimm und Baum
Das Leben ein verschollner Traum,

es ist das lang' vergessene Singen und Beten, was den fluchenden Sünder rettet: aus der Gruft zur Kirche!

> Blicket auf zum Retterblick
> Alle reuig Zarten,
> Euch zu seligem Geschick
> Dankend umzuarten.

Wie auch die Kirchenglocken-Töne verspottet und verschmäht, überhört und verdrängt werden, sie tönen dennoch fort und fort, und lassen nicht ab, zur Kirche zu rufen, bis sie — Gehör finden; und die Kirche, wie sie auch befeindet und — verlassen werde, trägt endlich den Sieg davon, und verleihet den Frieden, den die Welt nicht geben kann. —

Dieses ist das Bedürfniß und die leise Hoffnung, welche das poetische Selbstbekenntniß, von der Kirche getrennt zu seyn, im Hintergrunde und im letzten Ausgange sich verwahrt.

II. S. 95 ffg.

34.

Um Mitternacht.

»Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
»Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
»Zu Vaters Haus, des Pfarrers, Stern am Sterne
»Sie leuchteten doch alle gar zu schön:
»Um Mitternacht.
»Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
»Zur Liebsten mußte, mußte, weil sie zog,
»Gestirn und Nordschein über mir im Streite;
»Ich gehend, kommend, Seligkeiten sog:
»Um Mitternacht.
»Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
»So klar und deutlich mir in's Finstre drang,
»Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle
»Sich um's Vergang'ne wie um's Künft'ge schlang:
»Um Mitternacht.«

Jedes Lebens-Alter hat seine Mitternacht, seine heilige Mitte, seinen stillen Brenn- und Glanzpunkt.

In zarter Kindheit zog's mich, treibend und zwingend, — ich mußte folgen, — zu der heiligen Religionslehre der Väter: Vaters Haus ist das — Pfarrhaus: das Pfarrhaus liegt am schauerlichen Kirchhofe, auf dem die Väter ruhen und die Vergangenheit begraben liegt. Auf dieser Vergangenheit ruht die Religion, als hehre Ueberlieferung: aber oben über steht der Stern, oben über leuchteten mir Stern an Stern, friedlich und freundlich, — um Mitternacht.

In stürmischer Jugend zog's mich, treibend und zwingend, als könnt' ich und wollt' ich nicht anders, zur Welt: da faßte mich der süße Liebeszug, der nach der Zukunft ver-

langt: er schwelgt in der Hoffnung; aber oben über mir begegneten sich die Sterne im feindlichen Streite: der oberste Zeitstern hatte sich verwirrt: die Konstellation war ungünstig — um Mitternacht.

Endlich kommt der Mensch aus Vergangenheit und Zukunft zur Gegenwart, aus dem Glauben und der Hoffnung zum innersten Liebesgenusse, aus dem Lernen und Leben zum Denken. Der Gedanke ist des vollen Mondes Helle, in welcher seine beiden Sicheln, Glauben und Leben, die Anverwandten der Ueberlieferung und eigner Bestrebung, Sinnen und Wollen, Eins werden: die Gegenwart ist die Macht, die Macht der Mitte, in welcher Vergangenheit und Zukunft sich küssen. — um Mitternacht.

Noch im Alter machte der Dichter die Bemerkung, daß die später angeeigneten Lieder des Divans das Verhältniß zu ihrem Verfasser verloren hatten: »es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben.« Aber Aelteres aus früherer Zeit ist geblieben: »das Lied: »Um Mitternacht« hat sein Verhältniß zu mir nicht verloren, es ist von mir noch ein lebendiger Theil und lebt mit mir fort.«

Eckermann's Gespr. mit Göthe. I. 284.

Um Mitternacht ich schlief, im Busen wachte
Das liebevolle Herz, als wär' es Tag;
Der Tag erschien, mir war, als ob es nachte,
Was ist es mir, so viel er bringen mag.

G. W. XLVII. 67.

Mond! hinan denn! hell und heller,
Deiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberselig ist die — Nacht!

S. 66.

35.

Schwebender Genius.

»Wenn am Tag' Zenith und Ferne
»Blau in's Ungemess'ne fließt,
»Nachts die Ueberwucht der Sterne
»Himmlische Gewölbe schließt;
»So am Grünen, so am Bunten
»Kräftigt sich ein reiner Sinn,
»Und das Oben wie das Unten
»Bringt dem edlen Geist Gewinn.«

Das menschliche Leben ist wohlgeborgen: es ist die Mitte zwischen Oben und Unten: es erhält Nahrung aus dem Geiste wie aus der Natur.

Ich wandle auf weiter bunter Flur
Ursprünglicher Natur:
Ein holder Born, in welchem ich bade,
Ist Ueberlieferung, ist Gnade.

So wohlgeborgen ist der Mensch: er ist schon im Vorgefühl seiner Hoffnung.

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt' er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

G. W. XLVII. 69.

---

langt: er schwelgt in der Hoffnung; aber oben über mir begegneten sich die Sterne im feindlichen Streite: der oberste Leitstern hatte sich verwirrt: die Konstellation war ungünstig — um Mitternacht.

Endlich kommt der Mensch aus Vergangenheit und Zukunft zur Gegenwart, aus dem Glauben und der Hoffnung zum innersten Liebesgenusse, aus dem Lernen und Leben zum Denken. Der Gedanke ist des vollen Mondes Helle, in welcher seine beiden Sicheln, Glauben und Leben, die Autoritäten der Ueberlieferung und eigner Bestrebung, Sinnen und Wollen, Eins werden: die Gegenwart ist die Macht, die Macht der Mitte, in welcher Vergangenheit und Zukunft sich küssen, — um Mitternacht.

Noch im Alter machte der Dichter die Bemerkung, daß die später angeeigneten Lieder des Divans das Verhältniß zu ihrem Verfasser verloren hatten: »es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben.« Aber Aelteres aus früherer Zeit ist geblieben: »das Lied: »Um Mitternacht« hat sein Verhältniß zu mir nicht verloren, es ist von mir noch ein lebendiger Theil und lebt mit mir fort.«

Eckermann's Gespr. mit Göthe. I. 284.

Um Mitternacht ich schlief, im Busen wachte
Das liebevolle Herz, als wär' es Tag;
Der Tag erschien, mir war, als ob es nachte,
Was ist es mir, so viel er bringen mag.

G. W. XLVII. 67.

Mond! hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberselig ist die — Nacht!

S. 66.

35.

Schwebender Genius.

»Wenn am Tag' Zenith und Ferne
»Blau in's Ungemess'ne fließt,
»Nachts die Ueberwucht der Sterne
»Himmlische Gewölbe schließt;
»So am Grünen, so am Bunten
»Kräftigt sich ein reiner Sinn,
»Und das Oben wie das Unten
»Bringt dem edlen Geist Gewinn.«

Das menschliche Leben ist wohlgeborgen: es ist die Mitte zwischen Oben und Unten: es erhält Nahrung aus dem Geiste wie aus der Natur.

Ich wandle auf weiter bunter Flur
Ursprünglicher Natur:
Ein holder Born, in welchem ich bade,
Ist Ueberlieferung, ist Gnade.

So wohlgeborgen ist der Mensch: er ist schon im Vorgefühl seiner Hoffnung.

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt' er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

G. W. XLVII. 69.

36.

Die wandelnde Glocke des Gewissens.

»Und jeden Sonn- und Feiertag
»Gedenkt 's Kind an den Schaden,
»Läßt durch den ersten Glockenschlag
»Nicht in Person sich laden.«

Jeder Mensch nimmt aus seiner Kindheit oder Jugend ein oder das andere Ereigniß mit, das ihn Schritt für Schritt durch das Leben begleitet und nicht von ihm abläßt: es ist die Mitgabe, die sich wie ein Mahlzeichen immer wieder einstellt: es ist in bestimmter und bestimmender Leibesgestalt — das Gewissen. Das wackelt hinterdrein. Die Kirche ist das objektive Gewissen: die Kirchenglocke ist ihre Sprache, die nicht abläßt:

mischt sich in jegliches Begebniß
vom ersten Bad bis zum Begräbniß.

Und jeder Sonn- und Feiertag erinnert an den alten Schaden: zur Heilung mahnt der Glockenschlag, er kann nicht zwingen, aber laden. Wer solchen Kirchen-Glockenschlag nicht hört, der wird, wie's Kind, durch härtern Schlag belehrt.

37.

Alles ist eitel.

»Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt!
Juchhe!
»Und mein gehört die ganze Welt!
Juchhe!«

Die Welt gehört dem, der sie nicht sucht. Wen die Welt nicht hat, der hat sie. Wer aber Geld liebet, wird Geldes nimmer satt; und wer Reichthum liebet, wird keinen Nutzen davon haben. Das ist auch eitel. Pred. 5, 9. Wer sein Leben lieb hat, wird es verlieren. Matth. 16, 25. Wer sich auf Menschen verläßt, und hält Fleisch für seinen Arm, dem wird es nicht gelingen. Jer. 17, 5. In dem Schwachen ist aber der Starke mächtig.

Es hat wohl Mancher manches Erbauliche in leichten Scherzworten an den Mann gebracht, während ein Anderer nach seiner Weise Dasselbe nur im Ernst, und ein Dritter nur im weichsten Gefühl ausdrückt. Hat nicht jede Weise ihr Recht?

Angelus Silesius schreibt:

Nichts ist der beste Trost. Entzeucht Gott seinen Schein,
So muß das bloße Nichts dein Trost im Untrost seyn.

Nicht wird was zuvor ist: wirst du nicht vor zu nicht,
So wirst du nimmermehr geborn zum ew'gen Licht.

Terstegen singt:

Nichts haben in dir selber mehr,
Nichts seyn: dieß ist die höchste Lehr'.

Es steht auch noch ein anderes Wort geschrieben, welches also lautet:

Das da nichts ist, das hat Gott erwählet, daß er zu nichte mache, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme.

Und dieses Wort ist ganz besonders denen gesagt, die es etwa verdrießt, wenn sich hier im leichtfertigen Menschenworte des Dichters das ernste Wort Gottes anschließt: denn nach dieser Belehrung ist Gott keineswegs so vornehm und unzugänglich, daß er die kleinen Leute, welche nichts sind, geringschätzen sollte, sondern er macht vielmehr diejenigen zu nichte, die sich besser dünken als andere.

38.

Monismus des Gedankens.

»Ich weiß, daß mir nichts angehört,
»Als der Gedanke, der ungestört
»Aus meiner Seele will fließen,
»Und — jeder günst'ge Augenblick,
»Den mich ein liebendes Geschick
»Von Grund aus läßt genießen.«

Zweierlei ist jedem Menschen zum Eigenthum bescheert und anvertraut: ein Inneres, welches in der Stille erwächst und aus der Seele hervorquillt: ein Aeußeres, das zur guten Stunde in's Innere dringt, und zu einer gründlichen Aneignung gedeiht. Jenes ist das Denken in seiner subjektiven Form: dieses ist das zuvor Gedachte.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt — in der Nacht.

39.

Jahrmarktsleben.

»Orgelum, Orgelei.
»O weh!
»Orgelum, Orgelei,
»Dudeldumdei.
»Juchhe!«

Die Poesie ist der durchsichtige Reflex des wirklichen Lebens, der erhellende und verklärende Spiegel der Welt, wie sie ist, die Resonanz und das Echo der vielfältigen, verworrenen Lebenslaute, das erklärende Bild zu einem wirklichen Originale. Ein Lehrer der Aesthetik hätte dieß an Beispielen zu veranschaulichen. Hier ist eins! Das Neueste aus Plundersweilen ist das gelungenste Portrait des Jahrmarktslebens: und das Jahrmarktsleben ist wieder das Bild des Menschenlebens. Der Leierkasten gehört auch dazu und ist die Seele der Jahrmarktsfreuden und Leiden, oder der überall durchklingende Mittelpunkt. Wem etwa der Widerspruch der Eindrücke, welche diese Musik auf die Empfindung macht, noch nicht zum Bewußtseyn gekommen ist, der kann in dem Spiegel dieses Jahrmarktslebens zur Verständigung darüber kommen, indem ihm hier noch einmal aus dem verworrenen Treiben der Jahrmarktslust nicht allein die muntern Laute des Leierkastens, wornach die Kinder hüpfen und springen, und mit Pfeifen und Trommeln akkompagniren, sondern auch die schmerzlichen

25.

Gnade.

»Sonst stürzte sich der Himmels-Liebe Kuß
»Auf mich herab in ernster Sabbath-Stille;
»Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
»Und ein Gebet war brünstiger Genuß.«

Der stillen, frohen, frommen Kindheit folgt ein wildes, freches, gottloses Leben. Der letzte Rest von kindlichem Gefühle, der leise Anklang früherer Zeit ist bald überwunden. Dem Gebete folgt Fluch, und den himmelssüßen, ahndungsreichen Kirchenglocken-Tönen folgen die schneidendsten, herbsten und grellsten Mißtöne der Welt. Vorüber ist das Ringen, Beten und Fasten, »an Hoffnung reich, im Glauben fest.«

Aber die Ahndung jener ersten Zeit, jener Rest von kindlichem Gefühle, die Erinnerung an die süße Zeit des Glaubens und Friedens begleitet dennoch den Verirrten, und — trügt nicht. Es ist zuletzt doch wieder Singen und Beten, wodurch der Verlorene gerettet wird: es ist der Himmels-Liebe Kuß, welcher sich herabneigt, die noch strebende Seele vom Untergange zu erretten.

Und hat an ihm die Liebe gar
Von Oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder:
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

G. W. I. S. 255.

26.

Widerspruch des Gedankens.

»Nur scheinbar steht's Momente still.
»Das Ew'ge regt sich fort in Allen:
»Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
»Wenn es im Seyn beharren will.«

G. W. I. H. III. S. 90.

»Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen!
»Das Ewige regt sich fort in Allen,
»Am Seyn erhalte dich beglückt!
»Das Seyn ist ewig, denn Gesetze
»Bewahren die lebendigen Schätze,
»Aus welchen sich das All geschmückt.«

G. W. XLVII. S. 73.

Donnerstags, 12. Febr. 1829.

Göthe liest mir das frisch entstandene Gedicht: »Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen ꝛc.« »Ich habe« sagte er, »dieses Gedicht als Widerspruch der Verse: »»Denn Alles muß zu Nichts zerfallen ꝛc.«« geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde, bei Gelegenheit der naturforschenden Gesellschaft, zu meinem Aerger in goldenen Buchstaben ausgestellt haben.«

Eckermann, Gespr. mit Göthe. II. 62.

Auch in den zahmen Xenien tritt der Pantheismus, welcher Gott nur im Menschen personifizirt weiß, mit der Dreistigkeit, die ihn richtet, in die Scene.

Was soll mir euer Hohn
Ueber das All' und Eine?
Der Professor ist eine Person,
Gott ist keine.

G. W. XLVII. 248.

Nun aber »fahren wir mit dem Dichter um das Ge-»hölz, das Webicht, und biegen in der Nähe von Tiefurt in »den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende »Sonne im Anblick haben. Göthe ist eine Weile in Gedan-»ken verloren, dann sagt er:

»Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne. Wenn »einer fünf und siebenzig Jahr alt ist, fährt er mit großer »Heiterkeit fort, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den »Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke völlig in Ruhe, denn »ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen »ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist Fortwirkendes von »Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß »unseren irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigent-»lich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.«

Eckermann, Gespr. m. G. I. 153.

27.

Widerspruch der Empfindung.

»Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
»Himmlisches Behagen.
»Will mich's etwa gar hinauf
»Zu den Sternen tragen?
»Doch ich bleibe lieber hier,
»Kann ich redlich sagen,
»Beim Gesang und Glase Wein
»Auf den Tisch zu schlagen.
»Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
»Wie ich mich gebärde;
»Wirklich ist es allerliebst
»Auf der lieben Erde.«

»Ach ich bin des Treibens müde!
»Was soll all' der Schmerz und Lust?
»Süßer Friede
»Komm', ach komm' in meine Brust!«

Wenn der Dichter an Gottes Gaben sich erfreut, wenn er sich's bei Tische dankbar schmecken läßt, wenn es ihm einmal so wohl wird, daß er behaglich ausruft: hier lasset uns Hütten bauen; da wird er als ein Weltkind verschrieen, welches in dem Jammerthale des Lebens nur ein anmuthiges Speisehaus erkennt. Wenn er dann wieder von seinen innerlichen Kämpfen etwas verlauten läßt, wenn er über den Jammer des Lebens seufzt, wenn er mit Allem, was Gott be-

scheert, nur nicht mit sich zufrieden ist; da heißt es wieder: es fehlt ihm der Friede, den die Welt nicht geben kann.

Ist er darum kein Christ, weil ihm noch viel dazu fehlt?

Es ist rührend, wenn der Greis bekennet: »man ha mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen, und ich will mich auch nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinem 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben seyn wollte.« Aber auch diesen herzbrechenden Seufzer haben die Gegner, wiewohl zu wohlgemeinter Warnung, in die bitterste Anklage einseitig verwandelt.

Nun aber folgen wir dem Greise mit seinem jungen Freunde in den traulichen Garten, jenseits der Ilm, in der Nähe des Parks, um ihn ohne äußern Genuß und innere Noth den stillen Frieden der Seele pflegen zu sehen. Der junge Freund hat Ort und Zeit meisterlich nachgezeichnet.

Eckermann, Gespr. m. G. S. 133—139.

Wir begleiten ihn bis zu der Baumgruppe halbwüchsiger Eichen, Tannen, Birken und Buchen, die er vor vierzig Jahren alle eigenhändig gepflanzt, — denn er war kein Nomade, — und wo er nun an warmen Sommertagen die Erquickung des Schattens genießt, während auf den Wiesen und auf dem ganzen Park umher eine Stille herrscht, von der die Alten sagen würden, daß Pan schlafe.

28.

Wonne der Wehmuth.

»Trocknet nicht, trocknet nicht,
»Thränen der ewigen Liebe.
»Ach nur dem halbgetrockneten Auge,
»Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!
»Trocknet nicht, trocknet nicht,
»Thränen unglücklicher Liebe.«

Wie Thau und Regen der durstigen, schmachtenden Natur unentbehrlich sind, so sind es die Thränen in der Sphäre des Geistes. Thränen sind der Thau der Seele, ohne den sie verschmachtet und vertrocknet: der Regen, welcher den Geist erfrischt und belebt. Ueberall erzeuget der Regen neues Regen und Bewegen der Kräfte, so wie er davon zeuget: auch die Thränen zeugen von dem Leben des leidenden Geistes, so wie sie wieder darauf wirken.

Der Mensch bedarf der Thränen in doppelter Beziehung: sowohl der Thränen, die für ihn fließen, als auch solcher Thränen, die er selbst weint.

Jeder Mensch hat zu bitten und zu beten, daß die ewige Liebe sich seiner erbarme, und daß die Thränen dieser erbarmenden Liebe um die leidende Menschheit nicht vertrocknen. Gottes Gnade ist wie Thau auf Gras.

Aber wie jeder Mensch die Thränen der Liebe für sich in Anspruch nimmt, so bedarf er auch dieses belebenden Regens in den eignen Augen. Wer nicht weinen kann, der lie-

bet und lebet nicht, sondern er ist todt, und es ist auch ihm alles todt und erstorben. Selbst dem nur halbgetrockneten Auge erbleicht die Welt: mit jeder Perle erlischt ein Stern, ein Glanz mehr.

Auch der Schmerz badet sich wohlig in Thränen, wie der Fisch im Wasser, als in seinem Lebenselemente. Je werther das Gut ist, um das wir weinen, desto theurer und werther wird uns der Schmerz, als ein gebliebenes Unterpfand. Haben wir uns etwa ein geliebtes Wesen müssen nehmen lassen, so möchten wir uns nur desto weniger den Schmerz nehmen lassen: dieser ist fortan unser willkommener Begleiter zu einem heilsamen Andenken. Die Thränen sind recht eigentlich das Lebenszeichen des Leidens, die That des Schmerzes, Wonne der Wehmuth.

Die Thränen fließen der Freude, wie dem Leide: der Mensch kann ihrer nicht entbehren: zu weinen, ist das ächt menschliche Bedürfniß. Ein Mensch, den nie eine Thräne netzte und letzte, müßte der Sphäre entrückt seyn, die dem menschlichen Wesen angewiesen ist. So befindet sich Faust durch eigenmächtige Ueberhebung außerhalb der Heimath menschlicher Gefühle und Bedürfnisse: er meint nach langer Dürre und Trockenheit wieder den menschlichen Boden zu berühren und Heimathsluft zu athmen, weil — er wieder weinen kann.

Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.

29.

Diesseits und Jenseits.

»So laßt mich scheinen, bis ich werde, — —
»Dann eil' ich von der schönen Erde. — —
»Dort ruh' ich eine kleine Stille,
»Dann öffnet sich der frische Blick;
»Ich lasse dann die reine Hülle,
»Den Gürtel und den Kranz zurück. — —
»Hier fühlt' ich tiefen Schmerz genung: — —
»Macht mich auf ewig wieder jung!«

Der Heide hat die Realität nur hier, und dort Schein, und Schein trügt. Er singt auf dem Sterbebette:

Animula vagula, blandula,
Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca?
Pallidula, rigida, nudula,
Non (ut solis) dabis joca *)?

---

*) A. Pope übersetzt:
Ah fleeting spirit, wandring fire,
That long hast warm'd my tender breast,
Must thou no more this frame inspire?
No more a pleasing chearful guest?
Whither, ah whither art tou flying?
To what dark, undiscover'd shore?
Thou seem'st all trembling, shiv'ring, dying,
And whit and humour are no more!

Fontenelle übersetzt:
Ma petite ame, ma mignonne,
Tu t'en vas donc, ma fille, et Dieu sâche où tu vas?
Tu pars seulette, nue, et tremblottante, helas!
Que deviendra ton humeur folichonne?
Que deviendront tant de jolies ébats?

O Seele, flüchtig Schmeichelwesen,
Den Leib hast du dir auserlesen:
Wo aber wirst du nun hinschweben?
Bleich, nackt und bloß scheinst du zu beben:
Kannst du, wie sonst, dich freu'n, und — leben?

Umgekehrt weiß der Christ jenseits die reale Wahrheit und Wirklichkeit: aber sie scheint ihm schon herüber. Darum findet er im irdischen Daseyn den Schein, aber dieser Schein ist nicht leer, sondern schön, weil er von der Wahrheit zeugt, und der Wiederschein derselben ist. Dem Christen ist selbst der Schein mehr, als dem Heiden seine Wirklichkeit; dennoch unterscheidet er auch Schein und Seyn. Hier scheint der Mensch, dort ist er; hier leidet er, dort wird er verklärt.

Was hier kranket, seufzt und fleht,
Wird dort frisch und herrlich gehen.
Irdisch werd' ich ausgesät,
Himmlisch werd' ich auferstehen.
Hier geh' ich natürlich ein,
Nachmals werd' ich geistlich seyn.

30.

Werke und Wirkung.

»Was willst du untersuchen,
»Wohin die Milde fließt?
»In's Wasser wirf deine Kuchen,
»Wer weiß, wer sie genießt.«

Du thust viel Gutes; aber du möchtest auch gern die Wirkung deiner Almosen sehen, die Früchte deiner Arbeit mit Händen greifen, den Segen deiner Thätigkeit und Mildthätigkeit selbst erfahren und mit genießen. Lieber! diese Sorge um den Erfolg ist nicht deines Amtes. Dein Pensum ist, daß du arbeitest und wirkest, so lange es Tag ist: der Erfolg steht in Gottes Hand, und bleibt nicht aus. Glaube nur und vertraue der Macht der Vorsehung: es geht nichts verloren. Wenn du Glauben hast, so wirf nur dein Scherflein hinaus in die weite Welt: wie es gedeihe, und wem es zu Statten komme, ist nicht deine Sorge: es ist aber Einer, der dafür sorgt.

Paulus pflanzt, Apollo begießt, aber Gott giebt das Gedeihen. —

Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommst du als Scholle
Nicht hinunter, du kommst doch wohl als Tropfen in's Meer.

31.

Sophie la Roche.

»Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
»Dacht' ich, ob ich das wohl gesollt?
»Hat Gott doch ihr wie mir gewollt
»Einen Antheil an diesen Tagen!«

Wir leben alle nur vom leben lassen, nämlich davon, daß Andere uns leben lassen. Damit sind wir zugleich ermahnt, auch wiederum unsrerseits Andere leben zu lassen. Gleichwohl leben wir andererseits nur von Mord und Todtschlag, denn wir thun keinen Schritt, und keinen Athemzug, ohne so viele lebendige Wesen zu tödten: unser physisches Leben besteht recht eigentlich durch den Tod so vielen überall sich regenden Lebens. Was Wunder, wenn uns in Momenten zartesten Gefühlslebens eine Apprehension ergreift, irgend ein kleinstes Würmchen oder Insektchen, das da lebet und sich reget und sich krümmet, zu verletzen, oder die kurze Zeit seines Stunden-, Tages- oder Jahres-Lebens abzukürzen. Hat nicht Gott auch ihm, wie mir, einen Antheil an diesen Tagen gönnen wollen?

Jetzt sehen wir in schönster wärmster Herbstluft unter dem heitersten Himmel tausend und aber tausend Schmetterlinge, weiße und bunte, auf allen Blumen des Gartens — oder des Kirchhofs, unter so vielen summenden Bienen, schwebenden Libellen, und allerlei Käfern lustig herumflattern: wir

fangen den schönsten: wir betrachten mit Fleiß den wunderbaren Schmuck der zarten Flügel auf beiden Seiten, in welchen sich alle Farben spiegeln. Da wird die muntere Lust des Fanges zum Ernste sinnender Betrachtung. So viel Kunst und feinste Zier, mit solcher Liebestreue bis in's Kleinste fleißig ausgeführt, für wenige Stunden auf so geringe Luft-Segel eingewebt! Wer könnte das kostbare Werk beschädigen oder zerstören? und das zarteste Siegel derselben Allmacht, die so viel tausend Welten schafft und erhält, unsanft betasten? Schon ist der kleine Herold seines Schöpfers wieder entlassen zu seinen vielen Gespielen. Wer könnte das kurze Leben verkürzen? Und so fliegt er wieder dem Leben entgegen, und — aus diesem einem nahen Tode zu. Wir lassen ihn — leben, und — sterben.

Dieses ist die große Weltordnung in der sichtbaren Natur, daß Eins das Andere leben und — sterben läßt.

Sprich', wie werd' ich die Sperlinge los? so sagte der Gärtner:
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, des Teufels Gezüchte?
»Laßt sie nur alle, so frißt Einer den Anderen auf!«

32.

Lebensstufen.

»Erst Empfindung, dann Gedanken,
»Erst in's Weite, dann zu Schranken,
»Aus dem Wilden hold und mild
»Zeigt sich dir das wahre Bild.«

Das Erste ist, daß der Mensch empfängt, aufnimmt, empfindet, daß er das Gegebene, wie es ihm als ein Fremdes zukommt, aufnimmt, und gleichzeitig in sich findet. Das Zweite ist, daß er das Empfangene selbst entwickelt, zu seinem Eigenthume verarbeitet, bis er das Seyn zum Gedanken erheben, die Empfindung im wirklichen Begriffe wieder erkennen lernt.

Das erste Moment ist das Unendliche: das zweite Moment ist die Begränzung, die Gestalt, das Endliche im Unendlichen, der Horos, wodurch sich erst das Unendliche bestimmt und verwirklicht.

Das Erste ist die Dichtung, Empfindung: das Zweite Wahrheit, »das wahre Bild« des Denkens. Der Stoff kommt uns roh zu: er wird mild durch Aneignung und Verarbeitung.

Der Anfang ist wild, das Ziel ist mild, die Jugend ist ungebildet, ihr Ziel ist Bildung, wahres Bild. Aus dem Gestaltlosen entwickelt sich die Gestalt, aus dem Namenlosen

der Charakter, als die Wahrheit des Geistes. Der endliche Geist ist dieses, daß er im stetigen Zusammenhange mit dem schaffenden Prinzipe sich selbst zu seiner Bestimmung entwickelt. —

Jede Frucht ist herbe, bis sie reift. — Das erste Moment ist unmittelbar, und als unmittelbar geradezu, roh und ungenießbar: das zweite ist die Vermittelung und Milderung. Was uns an der Rohheit zuwider ist, das ist ihre Unmittelbarkeit: was uns an der Bildung wohlthut, das ist die Vermittelung. Eine gesunde Jugend ist grob, das Alter macht höflich.

Aus dem Wilden hold und mild
Zeigt sich dir das wahre Bild.

33.

Sehnsucht.

»Wie ist mir heute doch zu Muthe!
»So vergnüglich und so klar!
»Da bei frischem Knabenblute
»Mir so wild und düster war.
»Doch wenn mich die Jahre zwacken,
»Wie auch wohlgemuth ich sei,
»Denk' ich jene rothe Backen,
»Und ich wünsche sie herbei.«

Meine Jugend war wild und stürmisch, in ihrer Fülle trübe, in ihrem Verlangen maaßlos, und darum unbefriedigt. Mein Alter ist ruhig und heiter: die Stürme haben ausgetobt: der Horizont ist rein und ohne Nebel: das Herz hat sich in die Gränzen gefügt, die Jedem gesteckt sind. Dennoch sehnt sich das Herz, so wohlgemuth es sei, unter dem Drucke der Jahre je zuweilen nach der Rosenzeit der Jugend zurück, die doch so wild und düster war, und so schwül.

Woher kommt das? — — Die Kraft der Natur scheint im Alter nach und nach abzusterben, aber sie ist doch noch da mit ihrer Sehnsucht: diese Natur im Menschen ist es also, die sich nach ihrer ungebrochenen Kraft umsieht.

Das ist die erste Antwort auf die Frage: Warum wünsche ich mir doch die düstere Jugend zurück im klaren Alter? Aber es ist eben nur der erste Versuch, den Widerspruch in der Brust des alternden Menschen zu lösen: es ist damit nur die

natürliche Antwort gefunden. Der wahre Grund liegt tiefer. —

Es ist von der Fülle, welche die Jugend versprach, von der Hoffnung, welcher der ganze Himmel offen stand, von den Keimen, die sie in ihrem Schooße trug, nur ein Theil herausgefördert worden: das Meiste ist im Keime zurückgeblieben, und wartet noch auf seine Entwickelung. Darum sehnt sich das Herz des Greises in die erste, frische, volle Jugend zurück, das Versäumte nachzuholen. Wenn es seine Sehnsucht selbst gründlich verstehen lernte, so würde es inne werden, daß es sich — eigentlich — nach der Jugend jenseit des Grabes sehnt, wo sich erst die dichte Fülle der Jugend, die ideale Dichtung, zu der Wahrheit entwickeln kann, die sie hier nicht erreicht, das heißt zu dem adäquaten Ausdrucke des dem Menschen mitgegebenen Keimes.

»Daß in den Menschen so viele geistige Anlagen sind, »die sie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine bessere »Zukunft, auf ein harmonisches Daseyn deuten, darin sind »wir einig, mein Freund. Ja wir fühlen auch die Ahnung »körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in diesem »Leben Verzicht thun müssen.«

G. W. XVI. S. 198. 199.

---

chen Klagetöne des wehmüthig heisern Instruments, eben so wohl unterschieden, als vereint, entgegentreten. Der Jahrmarkt ist ein Bild des Lebens: das Leben dieses Bildes ist der Leierkasten, ohne den kein Jahrmarkt ist. Wer Ohren hat, zu hören, der hört in der Musik des Leierkastens, wie im Leben, mehr als ein Juchhe, aber auch mehr als ein O weh dramatisch durchklingen, während Alles bunt durcheinander schreit. Es giebt der Wehen, wie der Höhen im Leben mehrere, die vielfach wechseln. Ein Weh macht aber den Anfang: der Mensch wird weinend geboren. Wenn dieses Weh wirklich den Anfang macht, so ist das wirkliche Ende Juchhe! und dieses Ende ist der eigentliche Anfang des wahren Lebens.

Diesseits ist das Leben selbst nichts anders, als die alte Leier, die Freud' und Leid' nicht allein nach einander, sondern auch mit und in einander erklingen läßt; und nächst dieser unermüdlichen Leier sind es die Thränen, welche ebenfalls die Freude wie das Leid begleiten, gleich als wären beide Eins. Sind es etwa Vorzeichen einer endlichen Harmonie zwischen Beiden?

40.

Klage und Trost.

»Mich ängstigt das Verfängliche
»Im widrigen Geschwätz,
»Wo nichts verharret, alles flieht,
»Wo schon verschwunden was man sieht;
»Und mich umfängt das bängliche,
»Das grau gestrickte Netz.« —
»»Getrost! Das Unvergängliche,
»»Es ist das ewige Gesetz,
»»Wornach die Ros' und Lilie blüht.««

Die Klage trifft die Unbestimmtheit, die Gestaltlosigkeit, die Unbeschreiblichkeit und Unsagbarkeit, womit die Gedanken in Beziehung auf die geheimsten und höchsten Gegenstände am meisten zu kämpfen haben. Sie entschlüpfen, ehe wir sie fassen. Und doch sind diese Gegenstände als die höchsten auch die bestimmtesten. Aber die Bestimmtheit entzieht sich dem Menschen nirgends so sehr, als in der höchsten Sphäre des Gedankens, in der Religion. Auch der Dichter, der sonst so bestimmt ist, der sonst alles in seiner Gestalt erkennt, hat unter diesem unsagbaren Wesen in Beziehung auf die höchste Erkenntniß viel zu leiden gehabt: aber er kennt doch den Feind, dem er gleichwohl so vieles Feld eingeräumt hat. Er kennt ihn, er sucht ihn zu fliehen: und wo er ihm doch verfällt, da getröstet er sich der werdenden Bestimmtheit, der Zukunft einer Entwickelung, wo der dunkle Spiegel des Wortes einer bestimmten An-

schauung von Angesicht zu Angesicht das Feld räumt: er hofft auf diese Entwickelung nach demselben ewigen Gesetze, welches im Naturreiche der Entfaltung der Pflanze zur Blüthe kräftig wirksam inwohnt. Dasselbe Gesetz, welches in der Natur die grünen unscheinbaren Blätter zu Rosenroth und Lilienweiß verklärt, und alles Graue, alles Trübe durch das Licht im brennendsten Farbenglanze verherrlicht, dasselbe ewige Gesetz erhebt im Reiche des Geistes alles Unaussprechliche und Unbeschreibliche zu seinem adäquaten Ausdrucke, alle dunkeln und unbestimmten Gefühle zu ihrer Bestimmung und Wahrheit. Hier erweiset sich alles Vergängliche als Vorbild und Gleichniß des Unvergänglichen, und als der Schatten von den zukünftigen Gütern.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß:
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß.
Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan,
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

41.

Die Lilie.

»Entfernt vom süßen menschlichen Genusse,
»Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
»Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse?
»Ach! warum ist die Brücke nicht gebaut?«

So seufzt und singt die Lilie, entfernt von dem ihr angebornen und angetrauten Verhältnisse zu so vielen, vielen Menschen. Wer zweifelt noch, daß es die Lilie Frankreichs war, welche dem Dichter gesessen hat; die da weinet, weil sie verbannt war von ihren Landen, und getrennt von dem Throne, den sie hätte schmücken sollen? Und wornach verlangt die landesverwiesene, verzauberte Schöne? Darnach, daß der Tempel, die Kirche, der Glaube in ihr selbst sich regenerire, und gleichzeitig an dem Lebensstamme des armen, verwirrten, verzauberten, und doch so geliebten Volkes sich wieder niederlasse, Friede und Freude und Gerechtigkeit zu spenden. Darnach, daß sich die Brücke finde zwischen Freiheit und Gehorsam, Liebe und Herrschaft.

»Die Liebe selbst herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr.« Sie entzweit nicht, aber sie vereint, sie gebietet nicht, aber sie leitet: und das ist mehr.

»Wir streben nach dem Absoluten
»Als nach dem allerhöchsten Guten.«
Ich stell' es einem Jeden frei:
Doch merk' ich mir vor andern Dingen:
Wie unbedingt uns zu bedingen
Die absolute Liebe sei.

42.

Prinzessin Maria.

Zu Raphael's Gärtnerin.

3. Februar.

»Aus dem bunten Weltbeginnen
»Wende Deinen holden Blick,
»So vertrauensvoll nach Innen,
»Wie auf's heil'ge Bild zurück.«

Das Erste ist das Aeußere, das Leibliche, der Garten der Welt. Das Zweite ist das Innere, die Seele, die Einsamkeit im Unterschiede von der Welt. Das Dritte und Letzte ist das Heilige, der Geist, die Einheit, welche in beiden entgegengesetzten Seiten, Leib und Seele, Aeußeres und Inneres, Inneres und Innerstes verbindet.

Das Privilegium des Menschen ist, daß er aus der äußern Welt sich in sich reflektiren, und aus der Zerstreuung sich in sich konzentriren kann. Die Kraft der Natur geht nur nach Außen im Kreise um sich herum, aber nicht in das Innere hinein, denn dieses fehlt ihr: die Kraft des Geistes besteht hingegen darin, daß sie sich eben so wohl entäußert und verleiblicht, als auch im Innern sich findet und sammelt.

Was will die Nadel, nach Norden gekehrt? —
Sich selbst zu finden, es ist ihr verwehrt. —

Dem Geiste allein ist es beschieden, sich selbst zu finden, weil er allein ein Selbst, ein Inneres hat. Dieses Innere ist aber nicht allein das eigene Innere, womit es anfängt, sondern das heilige Innere, das innerste Innere, das absolute Innere, welches Inneres und Aeußeres eint, und das Leibliche sammt der Seele verklärt. — G. W. I. 403.

Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet; bänd' es auch nur zart, wie die Binde den Kranz.
Was ist das Heiligste? Das was heut und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Siehe! hier ist ein anmuthiger Garten mit seinen Pflanzen und Blumen: der Garten ist die Welt, in die der Geist gekommen ist. Denn siehe im Garten, inmitten im Garten ist die Jungfrau, — die Jungfrau mit dem Kinde. Der Garten ist die Natur und Welt mit allen ihren Keimen und Reizen: die Jungfrau ist die erlösete Menschheit, das Innere der Natur, die Wahrheit aller Aeußerlichkeit: das heilige Kind ist das Innere der Menschheit, der neue Lebenskeim zu ihrer Restauration, der in die Menschheit versenkte Gottessohn.

O so wende dich denn, jungfräuliche Menschenseele, wende dich bedachtsam aus dem reizenden, strebenden, knospenden, blühenden Garten der Welt sowohl in das Innere deines Herzens, als auch in das Innerste, nämlich in den wahrhaftigen Lebensfonds alles Daseyns, aus welchem die Kräfte dieser und der zukünftigen Welt hervorströmen.

Schaue von den Gegenständen
In Dein Innerstes zurück:
Sicher traue Deinen Händen,
Eignes ford're, Freundes Glück. — — —
Denn von Außen und von Innen
Ist gar Manches zu gewinnen.

G. W. IV. 46. 127.

Schloß Belvedere in der Abendsonne.

Erleuchtet außen hehr von Sonnen-Gold,
Bewohnt im Innern traulich, froh und hold.
Erzeige sich dein ganzes Leben so:
Nach Außen herrlich, innen hold und froh.

43.

Prinzessin Auguste.

Zu Elsheimers Morgen.

30. September.

»Und so täuschen wir die Ferne,
»Segnen alle holden Sterne,
»Die mit Gaben Dich geschmückt:
»Denn der neue Frühling blickt.«

Wie das Menschenleben nach seiner ewigen Bestimmung die Einheit des Leibes und der Seele, oder die lebendige Mitte zwischen Außen und Innen ist, so ist es auch die Mitte zwischen Diesseits und Jenseits, oder zwischen Hier und Dort, Heute und Morgen, die Mitte zwischen dem Nahen und Fernen, Niedrigen und Hohen, zwischen dem Nahen, dessen Besitz uns nicht genügt, und zwischen dem Fernen, dessen Erwartung nicht befriedigt; aber die lebendige Mitte giebt Frieden, der Zusammenhang zwischen hüben und drüben erfrischt, belebt, tröstet und stärkt.

Fürwahr! das Leben der Menschen ist, wie der Garten der Prinzessinnen zu Jena, — von fernen, hohen Bergen begränzt, bekränzt und geschützt, von Bergen, die herüber schauen und hinüber ziehen: sie leuchten schön und jauchzten lieber. Darum besteht auch das Leben weder in diesem Tage, wie er für sich selbst ist, noch in der fernen Zukunft, sondern vielmehr in der Einheit beider, in der Vergegenwärtigung des Lieben, Schönen, Hohen, das noch fern weilt: so gewinnen wir das fernste Jenseits für die Gegenwart. Denn oben über

walten, segnend und gesegnet, Heil spendend und darauf angesehen, die goldenen Sterne des Firmaments, von welchen herab alle gute Gabe kommt in unterschiedenster Weise; es sind die Sterne droben, die mit höchsten Gaben Dich geschmückt, aber auch — Jeden versorgen — nach seiner Weise.

So ist das Leben der von Oben herein blickende Frühling der Hoffnung, welche da ist, der schon aufgehende Morgen eines kommenden Tages. Aurora leuchtet schon, und jauchzte lieber.

Das Höchste ist, daß wir das Höchste hier wissen, daß wir das Ferne magisch in die Nähe heranziehen, und gleichzeitig das Höchste auch in seinem Unterschiede, segnend und dankend, anerkennen.

Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen lass' ich gelten,
Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen, — sei's zum Besten!

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

walten, segnend und gesegnet, Heil spendend und darauf angesehen, die goldenen Sterne des Firmaments, von welchen herab alle gute Gabe kommt in unterschiedenster Weise; es sind die Sterne droben, die mit höchsten Gaben Dich geschmückt, aber auch — Jeden versorgen — nach seiner Weise.

So ist das Leben der von Oben herein blickende Frühling der Hoffnung, welche da ist, der schon aufgehende Morgen eines kommenden Tages. Aurora leuchtet schon, und jauchzte lieber.

Das Höchste ist, daß wir das Höchste hier wissen, daß wir das Ferne magisch in die Nähe heranziehen, und gleichzeitig das Höchste auch in seinem Unterschiede, segnend und dankend, anerkennen.

Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen lass' ich gelten,
Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen, — sei's zum Besten!

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Göschel, Carl Friedrich,

Unterhaltungen zur Schilderung Göthescher Dicht- und Denkweise

Bd.: 3

Schleusingen (1838)

P.o.germ. 496 g-2/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109318-1